Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 18 — Marburg i. H., den 30. April — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Engeldienst — Die Armen am Geist — Saul, der Pharisäer. 1. Heimat und Elternhaus — Warum heiligt der Zweck nicht die Mittel? — Maurice Maeterlinck. Fünftes Stück — Person und Sache in der Theologie. Ein Nachwort zur Herrenhausdebatte vom 3. April — Die achte Hauptversammlung der Freien Kirchlich-Sozialen Konferenz — Verschiedenes: In eigener Sache — Anzeigen

Engeldienst

Der guten Diener Gottes sind unzählige.
Der schönsten einer hat den schwersten Dienst erwählt,
Der wenig scheinet und des Dankes wenig hat.
Freiwillig bat er, neigend sich dem höchsten Thron;
Da lächelte und nickte Ja der Ewige,
Und lächelt heiter, sieht er leer den goldnen Stuhl,
Des Engels Erbteil, fraget nie: wo weilt mein Freund?
Der wandert Erden ein und aus zu Menschen hin,
Und wo ohn Vorbedacht und List, im leichten Sinn,
In Jugendthorheit, Uebermut, in Not und Drang,
Beim alten Druck einschläfernder Gewohnheitslast
Versäumet ward, was schöne Ordnung forderte,
Und ahnungslos der Mensch sein Wesen weitertreibt,
Als wäre Nichts verfehlt: da steht der Engel still
Und leis vollbringt er selber, was vergessen ward,
So klein es sei; und hat ein Schädchen eingesetzt,
So streichet er mit linder Hand die Falte glatt. —
Er lächelt stille vor sich hin im Weitergehn.

Adolf Schmitthenner

Die Armen am Geist

Matth. 5, 3

Zweierlei Menschen bedaure ich: die stumpfsinnigen, denen das Trägheitsgesetz es angethan hat, daß sie niemals etwas Tüchtiges lernen — und die klugen, denen die Weisheit aus allen Knopflöchern herausschaut. Für die Ersteren habe ich noch Hoffnung; denn ich glaube nicht, daß es eine gänzlich unüberwindliche Trägheit giebt. Gerade die langsamen, schwerfälligen, gebundenen Geister warten auf Erlösung, und sie soll ihnen auch werden, wie einst den „Gefangenen Zions". Aber bei den Alleswissern, denen Himmel und Erde nichts Neues mehr zu erzählen haben, bin ich ratlos. Und wenn diese Alleswisserei gar fromm wird, wenn ich religiöser Blasiertheit gegenüberstehe, so bin ich hoffnungslos. Diese Leute „haben" ja Alles, was man sich nur wünschen kann: eine genau umgrenzte Wahrheit, eine bis ins Einzelne verstandene Erlösung, einen unbedingt biblischen Begriff vom ewigen Leben, ein erschreckend akkurat gearbeitetes Christusbild und einen Gott, über dessen Vergangenheit und Zukunft sie genau orientiert sind. Ich begreife garnicht, warum sie noch so großes religiöses Bedürfnis an den Tag legen. Doch — ich begreife es; denn dieses Bedürfnis versiegt, sobald Neues an sie herantritt. Man fühlt sich ihnen gegenüber oft so dürftig, so unfertig, so unsicher. Dieser selbstsicheren Souveränität gegenüber war mir zu Mute, als zerflösse mir mein ganzer geistiger Besitz unter den Händen.

Und doch konnte ich sie nicht beneiden. Aus der dumpfen Schwüle ihrer Häuser ging ich hinaus auf die Gasse. Da pfiff der Wind und zauste an meinem Gewand. Mit jedem Stoß wehte er mir Rätsel in den Weg. Wenn sie vor mir lagen, so wuchsen sie schnell ins ungeahnt Riesengroße, und es dauerte nicht lange, da war ich von ihnen umringt, sie versperrten mir den Weg, und ich konnte eine Zeitlang nicht weiter. Aber so groß sie auch vor mir, um mich herum sich erhoben, es lag nichts Einschüchterndes in ihnen; vielmehr zogen sie mich an, den Kampf mit ihnen zu wagen; und wenn sie auch, wie die Lernäische Schlange, an Stelle eines Gefallenen sofort zwei neue Kämpfer zu stellen wußten, sie lähmten meine Kraft nicht, ich wurde nicht schwach an ihnen, sondern stärker. Und es erwachte in mir mitten im Kampfe mit ihnen ein Gefühl unsagbaren Glücks, als hätte ich mich meiner Bestimmung genähert, als sei ich endlich an die Erfüllung meiner Aufgabe gegangen.

Mensch sein heißt kämpfen mit den Rätseln zweier Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren. Den Satten und Wissenden zeigen sie sich nicht, nur suchende, wollende, Menschen, die „arm sind am Geist" haben Blick und Waffen für sie. Nur solche verstehen auch, warum Christus sie glücklich preisen konnte. Im Suchen und Kämpfen haben sie ihre Zweckbestimmung gefunden. Wenn sie die Lösung und das Ziel auch nur ahnen — Manche sind gar daran irre geworden — ihr Leben flutet doch tief und voll. Gegenüber aller Seichtheit und Sattheit sind ihnen selbst ihre Wunden und Nöte ein strahlendes, wahrhaftiges, tiefes Glück.

Wegener

Saul, der Pharisäer

Vgl. Nr. 16 und 17

1. Heimat und Elternhaus

Mit Recht legen die modernen Biographen allen Wert darauf, uns den Boden zu schildern, aus dem ihre Helden hervorgewachsen sind. Sie führen uns an der Hand in deren Heimat, wir klopfen mit ihnen an die Thür des Vaterhauses und wir dürfen mit ihnen den Eltern ins Auge und ins Herz schauen und uns von ihnen alte Geschichten von Großvätern und Großmüttern erzählen lassen. Bei den großen Helden der Religionsgeschichte aus alter Zeit ist uns niemals ein so günstiges Geschick geworden. Eigentlich von ihnen allen kennen wir nur die eine glänzende Epoche, während deren sie von der Liebe und dem Haß ihrer Mitmenschen glänzend beleuch-

tet aus der Menge segenspendend und kämpfend hervortraten. Und doch möchten wir gerade bei ihnen so gern wissen, wie die Mutter gewesen ist, die diesen Sohn die Hände zum ersten Gebet falten lehrte, und wie ihrer Ahnen besondre Art, ihr Wesen und Gehaben, ihre Neigungen und Sünden, ihre Güte und ihr Charakter, ihr Glaube und ihre Sehnsucht sich in dem großen Sohne des Geschlechts widerspiegeln.

Auch von Paulus wissen wir aus direkten Nachrichten nur sehr wenig über seine Jugend, sein Elternhaus und seine Verwandten. Daß seine Eltern echte Juden strenger Richtung aus dem Stamme Benjamin gewesen seien, das hat er seinen Feinden gegenüber an mehreren Stellen seiner Briefe in lebhaftem Hochgefühl betont, als ihm seine Feinde vorwarfen, er sei kein echter Jude. „Worauf einer trotzt, darauf trotze auch ich! — thöricht geredet. Sie sind Hebräer? Auch ich bin es! Sie sind Israeliten? Auch ich! Sie sind Same Abrahams? Auch ich! — 2. Kor. 11, 22, vgl. Röm. 11, 1 und Phil. 3, 4. Die alten feierlichen Ehrennamen seines Volkes darf er für sich in Anspruch nehmen, für sich und seinen Stammbaum, der echt ist, nicht durch das nichtjüdische Blut eines Proselyten oder einer Proselytin seiner reinen Entwicklung beraubt.

Aber wenn wir weiter fragen nach Art und Persönlichkeit seiner Eltern, so hören alle Nachrichten auf. Ja selbst seine Heimatsstadt und das Land seiner Jugend sind nur mit Wahrscheinlichkeit, nicht mit Sicherheit festzustellen. Die Apostelgeschichte läßt darüber Paulus also sprechen: „Ich bin ein jüdischer Mann, geboren in Tarsus in Kilikien, aufgezogen in dieser Stadt; zu Füßen Gamaliels geschult im väterlichen Gesetz nach aller Strenge war ich ein Eiferer für Gott, so wie ihr es heute alle seid“ (Apg. 22, 3 f.). Vielleicht soll man sich nach einer andren Stelle, wo von seinem Neffen in Jerusalem gesprochen wird, vorstellen, daß er bei seiner älteren dorthin verheirateten Schwester aufgewachsen sei. Nach einer viel späteren Ueberlieferung bei Hieronymus soll aber bereits Tarsus seine zweite Heimat und Gischala, ein kleiner Ort im Gebiete des Stammes Benjamin, sein Geburtsort gewesen sein. Das späte Auftreten der Notiz, das in die Zeit fällt, da Palästina christliches Wallfahrtsland ward und man für den Fremdenbesuch heilige Stätten zu „finden“ begann, sowie ein offenbarer Fehler in dem Bericht über die Auswanderung der Eltern nach Tarsus machen aber diese Nachricht sehr unwahrscheinlich. Daß Paulus aus der Diaspora stammte, legt auch ganz abgesehen von dem Bericht der Apostelgeschichte einmal die Thatsache nahe, daß er das römische Bürgerrecht besaß, und ferner die andere, daß seine Gegner immer wieder an seiner Abstammung Etwas auszusetzen fanden. Das kann sich aber, da seine Ahnenreihe echt war, nur auf die Heimat bezogen haben, die im Heidenlande lag.

Nach dem Bericht der Apostelgeschichte müssen wir annehmen, daß Paulus in Jerusalem eine zweite und die eigentliche Heimat gefunden habe. Indessen scheint mir das nicht sicher, ja sogar aus manchen Gründen unwahrscheinlich zu sein. Es giebt ja noch einen Weg, um hinter das Geheimnis des Werdens einer Persönlichkeit zu kommen. Dieser Weg ist der Rückschluß aus dem Wesen des Gewordenen auf die Spuren seines Werdeganges. Ja bei Paulus ist dieser Rückschluß dadurch verhältnismäßig leicht gemacht, daß er ein Bekehrungsmensch ist, daß die Epoche nach seiner Bekehrung uns ziemlich deutlich vor Augen liegt und daß der Inhalt des Bekehrungserlebnisses selbst von ihm ganz deutlich angegeben wird. Zieht man bei einem Bekehrten Alles ab, was durch die Bekehrung neu in sein Leben trat und die neue Ordnung der Elemente seines Gefühls- und Willenslebens wie seines Denkens, die durch das Erlebnis eingetreten ist, so erhält man als Rest den vor der Bekehrung in dem Stadium der Entwicklung erworbenen und vorhanden gewesenen inneren Besitz. Natürlich gehört Vorsicht und ruhiges Erwägen aller in Betracht kommenden Momente dazu, will man auf diesem Weg nicht in die Irre geraten: aber sicher und gangbar ist der Weg.

Schon die Bilder, in denen ein Mensch spricht, wenn er nicht weiter litterarisch verbildet ist, sind die getreuen Spiegel seiner Umgebung, zumal dessen, was ihn umgab, als seine Seele mit hellen Augen auf die Entdeckung der Welt draußen auszog. Das Evangelium Jesu ist ein Kind des Dorfes in Galiläa. Ein ewig frischer Hauch gesunder Natur weht aus seinen Bildern uns entgegen. Die Natur hat zu ihm ihre laut-leise Sprache geredet. Wenn er des Abends, da der kühle Hauch vom Meere heraufzieht, in der Feierstunde sein Haus und seine Hantierung verläßt, um hinauszugehen unter den freien Himmel, Zwiesprache mit seinem Vater zu halten, da sieht er die Leute auf der Straße stehen und vom Abendrot und vom Wetter reden. Er sieht die Kinder spielen auf der Straße und lächelt ihres kindischen Eigensinnes, bald lernt er, daß die erwachsene Menschheit ebenso „spielt“. Durch das Thor geht er weit hinauf am Bergeshang, wo die bunten Anemonen blühen, deren er sich so innig freut. Was ist Salomos Purpur gegen ihre lebendige Pracht, wie sie ihre Kelche im Abendwinde wiegen? Er sieht den Säemann auf dem Acker, die Senfstaude im Garten, er sieht den Hirten mit seiner Herde, und den Sperling, der tot vom Dache gefallen ist. Alles redet zu ihm eine lebendige Sprache, kündet ihm vom Walten seines Vaters, vom Kommen des Reiches, spricht zu ihm mit tausend feinen, nur ihm verständlichen Stimmen.

Auch Paulus kannte Bilder aus der Natur. Kein Mensch ist so arm und so städtisch, daß er sie nicht kennt. Auch Paulus weiß, daß man Gottes Wesen und Walten aus seiner Schöpfung erkennt Röm. 1, 20 f. Er spricht vom Samenkorn als einem Bild der Auferstehung 1. Kor. 15, 37, von den Sternen und ihren glänzenden Leibern 1. Kor. 15, 40, er vergleicht sich und Andere mit Gärtnern 1. Kor. 3, 6—9, und er hat das schöne Wort von dem sehnsüchtigen Harren der Kreatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes gesprochen Röm. 8, 18—23. Aber dies Wort zeigt auch seinen weiten Abstand von Jesus. Mag es auch die Welt der Geister umspannen, so ist es doch mit gemeint und hat seinen Anlaß gewonnen von der pessimistischen Auffassung der Natur und von dem harten Knechtsdienst der müden und abgequälten Tierwelt einer Großstadt; es ist Herbststimmung, die es durchweht, nicht jener junge kraftvolle Frühlingsglaube, der aus Jesu Bildern spricht, dem auch der Sperling, der vom Dache fällt, nicht von der allgemeinen Vergänglichkeit, sondern von dem allmächtigen Willen des Vaters im Himmel erzählt. Antike, müde, städtische Stimmung und Sehnsucht, das spricht überall aus dem Wesen des Apostels Paulus. Und städtisch sind auch seine Bilder in ihrer größten Mehrzahl. Ob er wirklich einmal ein fehlerhaftes Bild, das vom Aufpfropfen wilder Reiser auf einen edlen Stamm Röm. 11, 16 f. aus Unkenntnis der Natur oder in gewaltsamer Illustration eines Gedankens gemacht hat, soll uns nicht weiter beschäftigen; aber daß er zumeist in der Stadt gelebt hat, zeigt die Fülle seiner Bilder deutlich. Außerordentlich häufig, viel häufiger als der „junge Baumeister“ Jesus, wendet Paulus dies Bild vom Bau und von der „Erbauung“ an. Von den Palästen mit Gold und Silber bis zu den Strohhütten der Vorstadtarbeiter kennt er sie 1. Kor. 3, 12 f. In die Stube führt er uns hinein, wo die Mutter ihr Kind mit Milch nährt 1. Kor. 3, 2, wo der Sauerteig vor Ostern hinausgekehrt wird 1. Kor. 5, 6—8, Gal. 5, 9. Die irdenen Geschirre auf der Bank 2. Kor. 4, 7, der Spiegel an der Wand 1. Kor. 13, 12, 2. Kor. 3, 18, der Brief auf dem Tisch 2. Kor. 3, 3, das alles wird ihm zum Bild. Er zeigt uns das Leben in der Stadt mit ihren Krämerbuden 2. Kor. 2, 17, an denen vorbei der „Pädagog“ mit seinem Zögling an der Hand zur Schule geht Gal. 3, 25, die Straße, durch die sich der feierliche Triumphzug bewegt 2. Kor. 2, 14. Er nimmt seine Bilder häufig aus dem Leben der Soldaten 2. Kor. 10, 3—5, selbst ihre Trompeten und Becken 1. Kor. 14, 8 und 13, 1 müssen ihm dienen, nicht minder aus dem Rechtsleben Gal. 3 und 4, 1—6, Röm. 9, 4. 8, 15 und 23, ja sogar vom Theater 1. Kor. 7, 31. 4, 9 und von den Wettspielen her 9,24 ff. Die Unbefangenheit, mit der er sich darin bewegt, macht es wahrscheinlich, daß er all das nicht erst auf seinen Missionsreisen kennen gelernt hat, sondern daß bereits die Seele des Kindes sich mit diesen Bildern aus einer

hellenistischen Großstadt erfüllt hat, daß also Tarsus nicht bloß sein Geburtsort, sondern auch seine Heimat gewesen ist. In Tarsus, der großen Stadt, an einer der Haupthandelsstraßen der Welt dort gelegen, wo die beiden bedeutendsten Sprachen der Zeit aneinandergrenzten, das Griechische und das Aramäische, damals der Sitz einer der bedeutendsten Philosophenschulen, in einer echt hellenistischen Stadt, einem Abbild der Kulturmischung der Zeit, ist des Paulus Seele mit all den Einflüssen erfüllt worden, die den Mann fähig gemacht haben, ein Apostel des ganzen römischen Reiches, den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide zu werden — in seiner Seele verstand er sie beide —, um sie seinem Herrn zu gewinnen. Wie weit im Einzelnen Jüdisches und Nichtjüdisches in seinem geistigen und religiösen Leben zu Tage tritt, davon ist später zu handeln.

Von seinem Elternhause selbst ist nur das Eine zu sagen, daß es ihm mit seiner streng pharisäischen Zucht Phil. 3, 5. Apg. 23, 6 wahrscheinlich eine harte, aber sicher eine ernste Jugendzeit geschaffen hat. Sein zartes und feines Gewissen, die gestählte Kraft seines Willens verdankt er wohl wie Luther der strengen Erziehung seines Vaters. Für reiche und starke Naturen ist eine solche Jugend eine Verheißung tüchtiger und segensvoller Mannesjahre. Heinrich Weinel

---

Warum heiligt der Zweck nicht die Mittel?

1

Der bekannte, den Jesuiten immer wieder zum Vorwurf gemachte, von ihnen aber gern verleugnete Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, wird gelegentlich von Philosophen in Schutz genommen. Immerhin verhält es sich mit seiner Ablehnung nicht so einfach, wie wir gewöhnt sind, sie uns als selbstverständlich zu denken. Mag es sich nämlich auch als richtig herausstellen, daß der Zweck die seine Erreichung bewirkenden Mittel nicht heiligt, so bestimmt er sie doch in jedem Falle. Denn die Wahl der Mittel, durch deren Anwendung wir irgend einen Zweck zu erreichen suchen, ist immer abhängig von dem Inhalt des Zwecks, den wir als das Ziel unseres Wollens, und dessen Verwirklichung wir als den künftigen Erfolg desselben Wollens denken. Darin eben beruht die Zweckmäßigkeit der von uns anzuwendenden Mittel, daß wir bei ihrer Wahl bereits mehr oder weniger deutlich vorherwissen oder vielleicht auch nur vorherglauben, daß sie dazu geeignet und dienlich sind, den erstrebten Zweck herbeizuführen. Will man nun einen bestimmten Zweck, dessen Erreichung erfahrungsmäßig nur durch die Anwendung entsprechender Mittel möglich ist, dann muß man auch diese Mittel wollen und wollend anwenden, damit sie die Verwirklichung jenes Zweckes herbeiführen helfen. Liegen aber Gründe vor, die zu einem gesetzten Zwecke dienlichen Mittel nicht zu wollen, ja nicht wollen zu können, und sind nicht etwa auch andere Mittel vorhanden, durch die derselbe Zweck erreicht werden könnte, dann muß man es überhaupt aufgeben, die auf den Zweck gerichtete Willensabsicht weiter zu verfolgen. So sehen wir, daß stets der Zweck die zu seiner Erreichung notwendigen Mittel bestimmt, und zwar so ausschließlich, daß er selbst aufgegeben werden muß, wenn man die Mittel nicht wählen kann, von deren Anwendung seine Verwirklichung abhängig ist.

In der herkömmlichen Ethik nun gilt es durchweg als selbstverständlich, daß auch das sittliche Wollen und Handeln als ein auf Zwecke gerichtetes gedacht werden müsse. Selbst Kant und neuerdings Herrmann haben nicht Bedenken getragen, den Begriff des Zwecks, insbesondere des Endzwecks, zur Begriffsbestimmung des sittlichen Handelns zu verwerten. Vollends wer wie Schleiermacher, Rothe, Paulsen, Tröltsch und die meisten Ethiker der neueren Zeit die Sittlichkeit von dem Begriffe der sogenannten sittlichen Güter aus konstruieren zu sollen meint,*) der kann gar nicht umhin, sich auch das sittliche Wollen und Handeln als ein Gefüge von einem oder mehreren Endzwecken und von zahllosen Mittelzwecken zu denken. Unter dieser Voraussetzung scheint mir indessen das Zugeständnis unvermeidlich, daß auch die sittlichen Zwecke, mag man sie als sogenannte sittliche Güter oder als den Inhalt irgendwelcher Pflichterfüllung auffassen, notwendig die Mittel bestimmen, ohne deren Anwendung sie selbst nicht erreichbar wären. Werden nun aber auch die Mittel selbst dadurch sittlich, daß sie einem sittlichen Zwecke eben als Mittel dienen, oder ist nicht vielmehr doch ihre sittliche Qualität unabhängig von dem sittlichen Zwecke, der durch ihre Anwendung zu erreichen gesucht wird?

Diese Frage, meine ich, muß sehr genau erwogen werden, wenn wir das Recht behaupten wollen, den Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, zu verwerfen. Verhält es sich nämlich wirklich so, daß durch die sittlichen Zwecke, die man erstrebt, auch die ihnen zugeordneten Mittel sittliche Qualität gewinnen, so fehlt uns jeder zureichende Grund, den Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, zu verwerfen. Denn dieses heiligen bedeutet doch nichts anderes, als daß der sittlich gute Zweck den zu seiner Erreichung dienlichen, aber von Haus aus unheiligen, also jedenfalls nicht sittlich gearteten Mitteln auch seine eigene sittliche Qualität mitteilt. Sträuben wir uns indessen dagegen, diese Konsequenz zuzugeben, dann müssen wir auch überhaupt anerkennen, daß die etwaige sittliche Güte der zu irgend einem sittlichen Zwecke dienlichen Mittel von dessen eigener sittlichen Beschaffenheit unabhängig ist. Daraus aber ist ferner zu folgern, daß das auf die Verwirklichung von sittlichen Zwecken gerichtete Wollen und Handeln, sofern es immer auch mehr oder weniger in der Wahl und in der Anwendung von zweckmäßigen Mitteln besteht, nicht schon darum als sittlich anerkannt werden kann, daß es sich auf einen sittlichen Endzweck richtet. Sondern die Sittlichkeit eines Endzwecks, die wir aus irgend welchen Gründen voraussetzen, ist eine Sache für sich, und ebenso ist dies die vorhandene oder nicht vorhandene Sittlichkeit der seiner Erreichung dienlichen Mittel und des in deren Verwendung bestehenden Handelns. Die Verbindung der Mittel mit ihrem Zwecke selbst aber ist lediglich eine solche von teleologischer Art, d. h. ausschließlich durch die Frage nach der Zweckmäßigkeit der betreffenden Mittel bestimmt.

Verleiht also ein sittlicher Zweck dem auf ihn sich richtenden Wollen und Anwenden von entsprechenden Mitteln ebensowenig wie diesen selbst auch schon sittlichen Charakter, so ist der Grund für die etwaige Sittlichkeit dieser zweckmäßigen Mittel und ihrer praktischen Anwendung natürlich in etwas Anderem zu suchen als in jenem ihrem Zwecke. Und zwar wird der Grund für die Sittlichkeit der Mittel derselbe sein wie der für die Sittlichkeit der Zwecke. Zwecke aber haben sittliche Beschaffenheit, wenn sie aus Motiven gesetzt werden, die in ihrer Art sittlich sind. Und im Motive nun faßt sich, ob es selbst ein Gefühl, ein Affekt, eine Gewohnheitsregung oder sonst ein Willensantrieb sein mag, stets die das Wollen jeweilen bestimmende und tragende Gesinnung zum aktuellen Wirksamwerden zusammen. So sind denn auch sittlich die Zwecke und die zu deren Erreichung notwendigen Mittel immer nur, wenn sie aus einer sittlichen Gesinnung und aus Motiven, in denen sich diese, wenn sie ein Handeln begründet, immer wieder konzentriert, gesetzt und gewählt werden.

Worin aber besteht denn nun die sittliche Güte der das sittliche Wollen tragenden Gesinnung selbst und der diese zum wirksamen Ausdruck bringenden Motive? Auf die sogenannten sittlichen Güter als erstrebte Zwecke dürfen wir bei der Entscheidung dieser Frage nicht mehr reflektieren, wie dies freilich der besonders die Güterlehre pflegenden sogenannten teleologischen Ethik als selbstverständlich gilt. Kommt es doch, wenn die Frage nach der sittlichen Güte eines Wollens und einer Gesinnung gestellt wird, gerade darauf an, die sittliche Qualität der als sittlich erstrebten Zwecke und Güter ebenso erst zu prüfen wie die der zu ihrer Verwirklichung dienlichen Mittel. Denn zwar sind sittliche Güter und gute Zwecke, vorausgesetzt daß es sich dabei auch wirklich um deren sittliche Güte handelt, der Ausdruck und, wenn sie erreicht werden, das Produkt einer

---

*) Zu meinen Urteilen über die bisherige Ethik und über deren von mir beanstandete Ansichten bitte ich zu vergleichen meine kürzlich erschienene kleine Schrift über Wissenschaftliche Ethik und moralische Gesetzgebung. Tübingen, Mohr 1903.

sittlich guten Gesinnung. Aber nicht ist diese um des Strebens nach jenen Zwecken willen gut, sondern umgekehrt, die erstrebten Zwecke sind nur darum gut, weil die Gesinnung, die sie verfolgen heißt, schon selbst zuvor gut ist. Hier gilt durchaus der Satz, den Luther, freilich mehr im religiösen, als im sittlichen Sinne, so nachdrücklich behauptet hat: Bona opera non faciunt bonum virum, sed bonus vir facit bona opera.*) Aber denselben Gedanken in rein sittlichem Verständnis vertritt auch Kant, wenn er erklärt, daß überall Nichts in und außer der Welt ohne Einschränkung als gut zu denken möglich sei, als allein ein guter Wille. Als einen guten Willen in diesem ausschließlich sittlichen Sinne aber lehrt er lediglich den durch Pflicht und Gewissen sich zum unbedingten Gehorsam gegen das Sittengesetz autonom bestimmenden Willen kennen.

2

Wie immer man die Wirksamkeit des an ein Sittengesetz innerlich gebundenen Gewissens und die Regungen der Pflicht, die zum sittlichen Handeln den Antrieb geben, im Zusammenhang des individuellen und sozialen Menschenlebens zu erklären versuchen mag, unbestreitbar ist, schon bloß psychologisch betrachtet, der Gegensatz zwischen einem durch Lust- und Unlustmotive bestimmten begehrenden und einem durch Pflichtmotive begründeten gehorchenden Wollen und Handeln. Sehr mit Recht hat Stange**) auf diesen für die Ethik einfach grundlegenden Unterschied des begehrenden und des gehorchenden Wollens hingewiesen. Man begehrt nämlich, wenn man durch Lust oder Unlust oder durch Gewohnheiten, die sich daran angeschlossen haben, zum Wollen bestimmt wird. Was man aber in solcher Weise begehrt, gilt einem als Gut, und was man in derselben Weise verabscheut, als Uebel. Auch alle Wertschätzung ist nur ein anderer Ausdruck dafür, in welchem Grade uns ein Gegenstand unseres Begehrens als Gut oder ein Gegenstand unseres Abscheus als Uebel erscheint. Ganz anders beschaffen dagegen ist der dem Sittengesetz gehorchende Wille. Denn dieser fragt nicht nach Uebel und Gut, sondern er folgt nur seiner Pflicht. Ob deren Erfüllung geringe oder große Anstrengung kostet, ob sie mit angenehmen oder unangenehmen oder mit gar keinen Folgen verbunden ist, ob die Menschen uns ihretwegen loben oder tadeln werden, das Alles gilt hier völlig gleich. Die einzelne sittliche Handlung ist vielmehr in sich fertig und abgeschlossen, wenn sie erfüllt ist. Nur bis dahin reicht vorwärts der Blick des aus Pflichtmotiven wollenden und handelnden Menschen. Rückwärts aber richtet er sich dauernd bis zur Vollendung der sittlichen That auf das Pflichtgebot des Gewissens und des in diesem lebendigen Sittengesetzes. Und die Pflicht wird umso sicherer erfüllt, je ausschließlicher nur die Absicht auf sittlichen Gehorsam im Wollen und Handeln sich ausgiebt. Jede andere Rücksicht dagegen, die gleichzeitig wahrgenommen wird, ist nur geeignet, die Reinheit des sittlichen Thuns zu gefährden.

Dies ist das Bild der Güte im sittlichen Sinne. Wir können es nicht anders bestimmen, wenn wir nicht gedankenlos die sittliche Güte mit dem Guten im eudämonistischen und utilitaristischen Sinne immer wieder verwechseln und verwirren wollen. So zwar macht es die Wohlfahrtsmoral, die Sympathiemoral oder die religiös oder nicht religiös begründete Güterethik. Aber jedesmal wird auf solche Weise nur Unklarheit gestiftet. Jede Unklarheit dagegen schwindet, wenn man den Begriff der sittlichen Güte ausschließlich auf die Motive der Pflicht begründet, sowie sie der tugendhafte Mensch in der Uebereinstimmung mit seinem Gewissen als sittengesetzlich bestimmte innerliche Nötigung zum pflichtmäßigen Wollen und Handeln erfährt. Aber diese strenge Fassung des Begriffs der sittlichen Güte führt noch eine fernere sehr wichtige Konsequenz mit sich. Wenn nämlich als sittlich gut lediglich die Pflichterfüllung und die dieser teils zu Grunde liegende, teils durch sie zu stärkende und zu vermehrende Tugendgesinnung anerkannt wird, so ist sittlich böse auch nur einmal das, was als pflichtwidrig durch dasselbe im Gewissen lebendige Sittengesetz verboten wird, und andererseits der zur bösen Gesinnung sich auswachsende und verdichtende gewohnheitsmäßige Niederschlag wiederholter Pflichtwidrigkeiten und Uebertretungen des Sittengesetzes. Alles dagegen, was weder sittlich geboten noch sittlich verboten wird, ist einfach sittlich indifferent oder sittlich erlaubt. Das will sagen, es ist einer sittlichen Beurteilung und Regelung direkt nicht unterworfen, sondern nur höchstens mittelbar durch eine solche mitbestimmt. Denn da der wollende und handelnde Mensch kein bloßes Aggregat seiner mehr oder weniger verschieden gearteten Willensstrebungen, sondern eine einheitliche Person ist, so bleibt auch auf seine an sich sittlich indifferenten Bethätigungen die in ihm überwiegende, sei es sittliche, sei es unsittliche Gesinnung auf die Dauer keineswegs ohne Einfluß.

Eine Anschauung hiervon werden wir gewinnen, wenn wir nun auf Grund der bisherigen Ergebnisse die im Eingang aufgeworfene Frage nach der Berechtigung des Satzes, daß der Zweck die Mittel heilige, genauer untersuchen. Sehen wir nämlich ab von dem einfachsten Fall, daß eine als Pflicht bewußt gewordene Aufgabe des sittlichen Wollens und Handelns unmittelbar durch eine sofort ausführbare sittliche That gelöst wird, so kann es allerdings auch durch die Pflicht geboten werden, einen erst in näherer odere fernerer Zukunft erreichbaren Effekt als Zweck zu erstreben. In diesem Falle ist die Setzung eines solchen Zweckes oder der auf ihn sich richtende Vorsatz unmittelbar sittlich, weil eben durch die Pflicht geboten. Aber die Verwirklichung dieses Zweckes erfordert, da sie ja nicht schon sofort erfolgen kann, zuvor noch andre neue Handlungen. Durch solche fernere Verrichtungen nämlich müssen erst die Bedingungen geschaffen werden, von denen dann schließlich, wenn Alles wohl gelingt, auch die Erreichung des als Zweck gedachten und erstrebten Erfolges abhängig sein wird. So wird dieser zum Endzweck einer ganzen Reihe von Zwecksetzungen. Denn zwischen ihn und die auf ihn gerichtete Absicht schieben sich in jenen notwendig werdenden neuen Handlungen mehr oder weniger Mittelzwecke ein. Auch diese also gilt es zu setzen, oder anders ausgedrückt, es gilt Mittel zu wählen und anzuwenden, um durch sie, wenn sie nur zweckmäßig sind, dann auch jenen Endzweck zu erreichen. Nun können aber solche Mittel zu einem sittlichen Zwecke entweder wie dieser selbst sittlich gut oder sie können sittlich indifferent oder endlich auch sogar unsittlich sein. Sind sie sittlich gut, so hängt doch diese ihre sittliche Beschaffenheit nicht von dem sittlichen Zwecke ab, dem sie dienen. Sondern sittlich gut sind auch sie nur, wenn sie selbst unmittelbar aus einer sittlich guten Gesinnung heraus gewählt werden. Ist dies jedoch nicht der Fall, so sind sie an sich nur sittlich indifferent, falls sie nicht etwa gar von unsittlicher Art sein sollten.

Ein Beispiel möge dies deutlicher machen. Sehe ich einen Menschen in ein tiefes Wasser fallen, so gebietet mir die Pflicht, seine Rettung zu erstreben. Der so durch ein Pflichtmotiv begründete Vorsatz macht den Rettungsversuch selbst für mich zum sittlichen Zweck. Nun ist aber dieser Zweck unter Umständen durch verschiedene Mittel erreichbar. Vielleicht genügt es dazu, daß ich dem Gefährdeten vom Ufer aus nur die Hand oder einen Stock oder eine Stange hinzuhalten oder einen Rettungsring hinzuwerfen brauche, damit er eines dieser Geräte erfaßt und ich ihn nun wieder ans Land ziehen kann. Vielleicht ist zufällig auch ein Nachen in der Nähe erreichbar, dessen ich mich zu jenem Rettungsversuch bedienen kann. Alle solche Verrichtungen zum Zweck der Rettung sind aber an sich durchaus nur sittlich indifferente Leistungen. Denn dergleichen Handlungen vorzunehmen wird es in der Regel ebensowenig besondre sittliche Anstrengungen kosten, wie wenn ich bei andrer Gelegenheit in einen Nachen steige, um bloß zu meinem Vergnügen auf dem Wasser herumzufahren. Liegen dagegen die Umstände so, daß ich in demselben Falle keine Stange brauchen kann und keinen Nachen zur Hand habe, ist vielmehr allein die Möglichkeit vorhanden, daß ich den sittlichen Zweck, dem Andern das Leben zu retten, nur erreichen kann, wenn ich selbst ins Wasser springe und ihn durch Schwimmen und vielleicht

*) Nicht machen gute Werke einen guten Mann, sondern ein guter Mann macht gute Werke." D. H.

**) Karl Stange, Einleitung in die Ethik. Zweiter Teil.

zugleich Ringen mit ihm ans Ufer zu schaffen versuche, dann bedarf es zu einem solchen für mich selbst lebensgefährlichen Entschluß noch eines besonderen und zwar starken Pflichtmotivs. Nur in diesem Falle aber wird der sittliche Zweck durch ein Mittel erreicht, das selbst von unmittelbar sittlicher Qualität ist.

Dasselbe Beispiel aber lehrt noch etwas Anderes. Sind nämlich die zur Lebensrettung eines Ertrinkenden dienlichen Hilfsmittel zum ungehinderten Gebrauch verfügbar, dann wird es auch dem sittlichsten, tugendhaftesten und aufopferndsten Menschen nicht einfallen, sie zu verschmähen, um statt eines solchen zweckmäßigen, aber sittlich indifferenten Mittels vielmehr das unbedingt sittliche Mittel der eignen Lebensgefährdung zu wählen. Denn voraussichtlich wird überhaupt der Zweck der Rettung mit größerer Wahrscheinlichkeit durch eins jener zweckmäßigen und wirklich Erfolg versprechenden Mittel erreicht werden, als dadurch, daß man sich selbst in die Gefahr begiebt, mit dem doch zu Rettenden zusammen ums Leben zu kommen. Nun aber wird es ersichtlich, daß auch zu einem sittlichen Zweck die Wahl der sittlich erlaubten Mittel lediglich gemäß ihrer größeren Zweckmäßigkeit getroffen zu werden pflegt und verdient, nicht aber gemäß ihrer höheren oder geringeren sittlichen Qualität. Also die Anwendung von sittlich indifferenten Mitteln zu einem sittlichen Zweck ist, wie das soeben betrachtete Beispiel beweist, oft besser, weil zweckmäßiger, als die Wahl eines von sich aus unzweifelhaft sittlich guten Mittels zu demselben Zwecke. Das an sich sittlich indifferente Mittel aber wird mittelbar sittlich dadurch, daß es zu einem sittlichen Zweck in Bewegung gesetzt wird.

Nun liegt endlich aber oft die Möglichkeit vor, daß zu einem sittlichen Zwecke auch in ihrer Art unsittliche Mittel zweckmäßig sein können. So könnte Jemand etwa versucht sein, um einem ihm nahestehenden in großer Not befindlichen Menschen zu helfen, ein von ihm selbst sonst verabscheutes Verbrechen zu begehen. Bedarf Jener z. B., um seiner Not zu entgehen, einer größeren Geldsumme, so könnte sein Freund, der selbst mittellos ist und auch keine anderen Hilfsquellen zu erschließen vermag, einen Dritten zu betrügen versuchen, um dadurch das zu jenem sittlichen Zweck notwendige Geld zu beschaffen. In diesem Falle nun wird das von dem Handelnden selbst durchaus als unsittlich empfundene Mittel durch den sittlichen Zweck ebensowenig zu einer sittlichen oder auch nur sittlich indifferenten Qualität erhoben, wie ein sittlich gutes Mittel erst dadurch sittlich gut wird, daß es zu einem sittlich guten Zwecke gewählt und angewandt wird. Sondern wie das sittlich gute Mittel diese Beschaffenheit einfach nur deswegen hat, weil seiner Wahl und Anwendung ein eigenes Pflichtmotiv zu Grunde liegt, so ist und bleibt auch das zur Erreichung eines sittlichen Zwecks etwa dienliche unsittliche Mittel pflichtwidrig und sittlich verwerflich, wenn eben das Gewissen seine Anwendung untersagt. Also färbt sozusagen der sittliche Zweck auf die ihm dienlichen sittlich-indifferenten Mittel ab, sofern diese, indem sie sich zu ihm zweckmäßig verhalten, wenigstens **mittelbar** sittliche Qualität gewinnen. Ebenso werden andererseits auch zu unsittlichen Zwecken in Bewegung gesetzte sittlich indifferente Mittel **mittelbar** unsittlich. Aber sowohl die schon für sich selbst sittlich guten als auch die schon für sich selbst sittlich verwerflichen Mittel werden in ihrer sittlichen Qualität dadurch nicht verändert, daß sie einem sittlichen Zwecke eben als Mittel dienen. Also heiligt der sittliche Zweck gewissermaßen allerdings die an sich sittlich indifferenten Mittel, sofern diese eben mittelbar sittlich werden, indem sie einem sittlichen Zwecke dienen. Dagegen heiligt der sittliche Zweck unter keinen Umständen die an sich unsittlichen Mittel. Denn deren von Haus aus bestehende, weil von dem Handelnden selbst als pflichtwidrig empfundene Unsittlichkeit ist durch ihn niemals zu beseitigen. Daran ist auch durch die geschickteste Sophistik einfach Nichts zu ändern. Und es bleibt ferner auch in jedem Falle unsittlich, einen sittlichen Zweck durch unsittliche Mittel zu erstreben.

3

Wenn, wie wir bisher gesehen haben, durch einen sittlichen Zweck niemals solche Mittel, über deren Unsittlichkeit und Pflichtwidrigkeit bei dem Handelnden selbst kein Zweifel besteht, geheiligt, d. h. zu sittlicher Qualität erhoben, ja nicht einmal zu sittlich indifferenten Handlungen umgebildet werden können, so folgt aus diesem Ergebnis ganz einfach auch die Konsequenz, daß solche sittliche Zwecke, die nur durch unsittliche Mittel erreicht werden können, ohne Weiteres aufgegeben werden müssen. Und doch giebt es Lagen im Leben, in denen diese Konsequenz praktisch undurchführbar zu sein scheint. Denn gerade auch durchaus gewissenhaft und tugendhaft gesinnte Personen können unter Umständen genötigt werden, zu einem sittlichen Zweck wirklich oder vielleicht auch nur scheinbar unsittliche Mittel zu wählen. Berühmt ist die Frage, ob man einem durch Mörder bedrohten Menschen das Leben durch Belügung seiner Verfolger retten dürfe. Und Kant*) hat in der That, wenn auch überaus sophistisch und in eigentümlichem Widerspruch damit, wie er sich selbst durch eine ganz offenbare reservatio mentalis dem Minister Wöllner gegenüber aus einer ihm unangenehmen Affaire zu ziehen verstanden hat, jene Frage verneint. Aber wie eben auch der Fall Kant-Wöllner**) beweist, versagt in der Praxis des wirklichen Lebens nur allzuleicht der von Kant theoretisch gepflegte moralistische Rigorismus. Denn wenn es sich wirklich um etwas so Großes wie die Rettung eines Menschenlebens handelt, wird auch der gewissenhafteste Mensch, wenn er nur auch von wirklicher Menschenliebe erfüllt ist, viel mehr die Pflicht zu lügen empfinden als etwa eine Pflicht, durch Wahrheitsrede ein Menschenleben zu verderben. In diesem Falle liegen wirklich die Dinge so einfach, daß schwerlich Jemand, der sich in solcher Lage im Widerspruch mit der Kantschen Theorie entscheidet, hierüber auch nur die geringsten Gewissensbisse erleben wird. Verhält es sich aber so, dann scheint es doch völlig klar zu sein, daß, unter den vorliegenden Voraussetzungen wenigstens, wirklich der gute Zweck das unstreitig unsittliche Mittel heiligt.

Aber genauer betrachtet ist, in dem unterstellten Falle wenigstens, diese Schlußfolgerung nicht aufrechtzuerhalten. Was ist denn überhaupt sittlich und unsittlich in einer Lebenslage wie der vorliegenden? Wir haben bisher das einzig durchschlagende Merkmal der Sittlichkeit darin erkannt, daß das sittliche Wollen und Handeln lediglich durch Pflichtmotive in Uebereinstimmung mit dem Gewissen der wollenden und handelnden Person selbst bestimmt wird. Gebietet also, wie wir vorausgesetzt haben, die Pflicht eine „Lüge", und straft demgemäß auch nicht etwa nachträglich das böse Gewissen eine solche Handlung, so ist in diesem Falle die unwahre Rede als Erfüllung einer sittlichen Pflicht überhaupt keine unsittliche That. Denn unsittlich ist vielmehr nur, was im Widerspruch mit einer als Pflicht gebotenen Forderung des Gewissens dennoch gethan wird. In zahllosen andren Fällen allerdings untersagt das Pflichtbewußtsein die unwahre Rede und straft nachträglich das rügende Gewissen die Uebertretung des Wahrheitsgebotes. Hier dagegen liegen die sittlichen Voraussetzungen anders, und Beides ist sehr wohl von einander zu unterscheiden.

Der Fehler nämlich, der hier noch immer begangen wird, ist der, daß man in den Angelegenheiten des sittlichen Lebens und Denkens erst so wenig zu individualisieren versteht. Alles Leben überhaupt, also auch das sittliche, ist ja stets individuell gestaltet und geartet. Und Nichts, was auch noch so vielen Menschen gemeinsam sein mag, ist in anderer Form wirklich und lebendig, als jedesmal wieder in individueller Ausprägung. Will man also dem so beschaffenen wirklichen und gerade auch dem wirklichen sittlichen Leben gerecht werden, so muß man eben auch dieses individuell zu nehmen und zu verstehen wissen. Andernfalls entgeht einem das Charakteristische, und man redet und dekretiert über die Wirklichkeit hin, ohne sie in ihrer Eigentümlichkeit zu erfassen. So aber pflegt es die herkömmliche moralistisch ausgeprägte Ethik zu machen. Diese will Wissenschaft sein, und sie setzt sich dennoch nicht vor Allem wissen-

*) Vgl. Kants Schrift „Ueber ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen." 1797. Sämtliche Werke, herausgegeben von Hartenstein, Bd. 7. S. 305 ff.

**) Vgl. dazu meinen Artikel „Wahrheit" im Jahrgang 1894 der Christlichen Welt, Nr. 52.

schaftliche oder Erkenntnisziele, sondern sie verfolgt vielmehr die völlig praktisch geartete Aufgabe, mit den ganz allgemeinen Begriffen und Normen, die sie entwickelt, wieder in das wirkliche Leben selbst bestimmend einzugreifen. Soweit sie wirklich Wissenschaft ist, thut sie freilich recht daran, möglichst allgemeine und umfassende Begriffe zu bilden. Denn als Wissenschaft muß sie generalisieren, während es im Leben vielmehr zu individualisieren gilt. Aber man vernachlässigt grundsätzlich die praktische Aufgabe zu individualisieren, wenn man die auf wissenschaftliche Weise gewonnenen allgemeinen ethischen Begriffe als ebenso allgemein zu verstehende praktische Normen mit dem Anspruch geltend macht, daß sie in dieser Allgemeinheit auch wieder auf das wirkliche Leben direkt anzuwenden seien. Das ist der ethische Rationalismus mit seiner erschlichenen Voraussetzung, daß es eine in allen Menschen gleiche Vernunft gebe, die auch das sittliche Wollen und Handeln allgemeingiltig zu bestimmen habe. So aber wird das vielmehr stets nur individuell ausgeprägte wirkliche Leben immerfort und überall vergewaltigt, und eine Probe davon liefert gerade auch das Problem, das uns jetzt beschäftigt.

Indem man dieses zu lösen versucht, fragt man nämlich nicht danach, wie denn in dem bestimmten Falle, in dem man lügt, um einen Verfolgten zu retten, das Gewissen der dabei beteiligten Person selbst entscheidet, und was diese Person als ihre ganz konkrete Pflicht empfindet. Sondern man hat statt dessen einen festgeprägten ganz allgemeinen Begriff von der Lüge zur Hand, dazu das ebenso allgemeine Urteil, daß jede Lüge, wie immer auch das Gewissen dessen, der die Unwahrheit redet, über deren Notwendigkeit anders urteilen mag, unsittlich sei. Also gilt auch eine Lüge, durch die man ein Menschenleben zu retten die Pflicht hat, als ein unsittliches Mittel zu einem sittlichen Zweck. Und den Satz, den man umgehen möchte, daß der Zweck die Mittel heiligt, muß man gern oder ungern doch für gewisse Fälle zugeben. Denn auch wenn man höhere Pflichten, die als solche den niederen überlegen seien, konstruiert, bleibt es doch stets dabei, daß dann eben wenigstens in Hinsicht der niederen Pflicht um der höheren Pflicht willen eine Pflichtwidrigkeit gut geheißen wird. Diese Konstruktion aber ist gar Nichts weiter, als nur eine Umschreibung des Satzes, daß der sittliche Zweck unter Umständen die unsittlichen Mittel heiligt. Die ganze Schwierigkeit jedoch hört auf, wenn man, wo es sich um das praktische sittliche Leben handelt, nicht mehr gedankenlos mit allgemeinen moralischen Begriffen von absolut feststehender Bedeutung operiert, sondern jeden einzelnen Fall individualisiert und dabei vor allem darauf Rücksicht nimmt, wie denn eigentlich das Gewissen und das Pflichtbewußtsein der beteiligten Personen selbst entscheidet oder auch nur möglicherweise entscheiden kann.

Nun aber kann es sich freilich auch anders verhalten, als in dem Falle der Lebensrettung durch eine Lüge. Es kann nämlich wirklich auch ein von dem Handelnden selbst im eignen Gewissen als unsittlich empfundenes Mittel dennoch zu einem ihm sehr am Herzen liegenden sittlichen Zweck in Bewegung gesetzt werden. So kommt es ja oft genug vor, daß Jemand, um die Pflichten seines Amts und Berufs zu erfüllen, die Pflichten der Liebe gegen andere Menschen ignorieren, verletzen, übertreten muß. Werden nun aber nicht wenigstens in einem solchen Falle zur Erfüllung von anderen Pflichten notwendig werdende Pflichtwidrigkeiten als Mittel zu einem guten Zweck geheiligt? Und werden nicht ebenso auch in allen andren ähnlichen Fällen eines Konflikts der Pflichten die um der für höher gehaltenen Pflichterfüllung willen begangenen Uebertretungen von niederen Pflichtgeboten dadurch gerechtfertigt, daß eben der sittliche Zweck die unsittlichen Mittel heiligt? Wenn irgendwo, so könnte es scheinen, liegen doch im Konflikt der Pflichten die Verhältnisse so, daß jener Satz für unumgänglich gehalten werden muß. Und doch glaube ich auch im Hinblick auf diesen Fall nicht, daß er sich aufrechterhalten läßt. Entweder nämlich gebietet, wie bei der vorher erörterten Frage, das Gewissen und die Pflicht eindeutig und bestimmt Leistungen als notwendig und insofern gerade auch als sittlich, die unter anderen begleitenden Umständen unsittlich sein mögen. Dann sind sie unsittlich jedenfalls nicht in diesem bestimmten Falle, in dem sie ja eben das Gewissen selbst vielmehr als Pflichtgebote geltend macht. Oder das Gewissen gebietet oder verbietet in Beziehung auf dieselbe Möglichkeit zu handeln gleichzeitig entgegengesetzte Entscheidungen. Und nun erst haben wir einen eigentlichen Konflikt von verschiedenen Pflichten. Auch in diesem aber ist nur die Erfüllung einer einzigen Pflicht möglich. Die der andren Pflichten dagegen ist unmöglich, und sie muß daher gern oder ungern unterlassen werden. Dann aber handelt es sich, wie immer der Konflikt selbst entschieden werden möge, doch in jedem Falle um eine Pflichtübertretung. Notwendig zwar ist sie und unvermeidlich, man mag ihr zu entgehen suchen, wie man will. Aber ebenso sicher ist es auch, daß irgendwie eine Pflichtübertretung begangen wird. Und Pflichtübertretung ist in jedem Falle unsittlich. Darüber läßt das Gewissen wenigstens keinen Zweifel, ob auch Sophistik und Theorie diesen Anstoß noch so kunstgerecht aus dem Wege zu räumen beflissen sind. Dann aber heiligt auch in diesen Fällen nicht der sittliche Zweck, den man setzt, indem man sich im Konflikt für die eine Pflicht entscheidet, die Pflichtwidrigkeit, die, wenn auch unvermeidlich, hat begangen werden müssen, als man um der einen Pflicht willen eine oder mehrere andere zu übertreten genötigt war.

In seiner Einleitung in die Moralwissenschaft hat Georg Simmel den Konflikt der Pflichten sehr eingehend besprochen und darauf hingewiesen, daß die gründliche Behandlung dieser bisher in der Ethik ungebührlich vernachlässigten Frage, die die Vielspältigkeit des wirklichen sittlichen Lebens so deutlich hervortreten lasse, viel wichtiger sei, als die Fortsetzung der Versuche, die verschiedenen sittlichen Zwecke nur ja einem einheitlichen Endzweck unterzuordnen. Denn die Lösbarkeit dieser Aufgabe werde durch die Erscheinung des Pflichtenkonflikts überhaupt sehr erheblich in Frage gestellt. Und in diesem Zusammenhange weist er auch darauf hin, daß gerade gewissenhafte Menschen, wenn sie auch noch so sorgfältig und im Moment mit noch so starker Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Entscheidung, die sie treffen, einen Pflichtenkonflikt zu Ende geführt haben, nachträglich dennoch so häufig in ihrem Gewissen darüber beunruhigt werden, ob sie denn auch wirklich recht gethan und sittlich gehandelt haben, indem sie die eine Pflicht der andren und nicht vielmehr diese jener überordneten. In der That ist diese nachträgliche Korrektur der mit bestem Gewissen getroffenen Entscheidungen durch dasselbe Gewissen eine sehr schwerwiegende Erfahrung, die aller theoretischen Regeln über die korrekte Lösung der typischen Pflichtkonflikte spottet. Und wie oft entscheiden wir doch, wenn sich dann derselbe Fall des Konflikts zweier Pflichten wiederholt, gerade entgegengesetzt, als das erste Mal! Dennoch kann auch dann wieder nachträglich dieselbe Beunruhigung des Gewissens wie zuvor bei der entgegengesetzten Entscheidung sich einstellen, ob man denn nun auch wirklich die sittlich richtige Lösung des Konflikts getroffen habe.

Also der innere Kampf des Gewissens überdauert nicht selten die Entscheidung, durch die man zunächst wohl gemeint hat, den Konflikt von kollidierenden Pflichten endgiltig beendigen zu können. Aber ohne Kampf geht es ja überhaupt im sittlichen Leben nicht ab, weder in dem, das sich in der eignen Brust der sittlich strebenden Menschen auslebt, noch in der sozialen Wechselwirkung zwischen dem sittlichen Einfluß, den wir erfahren, und dem moralischen Einfluß, den wir selbst wieder üben. Doch im Kampf allein vollzieht sich auch der sittliche Fortschritt, und nicht durch die theoretischen Konstruktionen der ethischen Güterlehre, in denen sich uns namentlich die künftige Entwicklung der Sittlichkeit immer so glatt und so einfach, so scheinbar selbstverständlich und bei genauerer Prüfung doch meistens so überaus unwahrscheinlich darstellt. Wie leicht ist es doch, den oder jenen Endzweck dem nichtidealen und dem idealen Streben der Menschen nach vermeintlichen und nach wirklichen Gütern zu unterstellen! Es bedarf wahrhaftig keiner großen Phantasie, um solche Systeme zu konstruieren. Und dergleichen Spekulationen sollen dann sogar die eigentliche Hauptleistung der Ethik, ja sie sollen überdies noch von wissenschaftlicher Art sein. Doch so gewiß das sittliche Leben, das sich

im Gewissen einem Jeden innerlich kund thut, in der Pflicht vor allem stets Gegenwartsleistungen fordert und allernächste Zukunftsaufgaben stellt, so gewiß hat auch die Ethik an diesem wirklichen Geschehen ihren eigentlichen Erkenntnisstoff. Und darüber hinaus ist ihr vielmehr noch die Vergangenheit, in der das sittliche Leben wurde und wuchs, als die Zukunft zugänglich. Als Warnungstafel aber steht vor den weitfliegenden Träumen einer als Güterlehre sich gebenden Zukunftsethik der fragwürdige und verfängliche Satz, daß der Zweck die Mittel heilige. Wer ihn auch nur in beschränktem Umfange gut heißt oder Gedanken pflegt, unter denen er bei genauerem Zusehen herauslugt, der bricht dem sittlichen Kampf seinen Stachel aus. Wer vor ihm angst und bange ist, als möchte er das rechte Thun verfehlen, wenn ihn doch nur sein Gewissen heiße entschlossen und unbedenklich das Gute zu thun, das die Pflicht ihm gebietet, dem lähmt und zerrüttet er die sittliche Energie. Einen Schutz vor diesen Gefahren aber bieten: die Einsicht, daß über sittlich gut und böse im letzten Grunde immer nur das eigne Gewissen entscheidet; die Erkenntnis, daß das Urteil des Gewissens über gut und böse häufig nicht mit dem von einer allgemeinen Begriffsmoral geschaffenen Tarif moralischer Wertungen übereinstimmt; die mutige Entschlossenheit, im Leben selbst dem Konflikt der Pflichten Stand zu halten und dem sittlichen Kampfe nicht auszuweichen, auch wenn der Weg zum Siege nur durch unvermeidliche Niederlagen und durch immer wieder notwendige Korrekturen des eignen sittlichen Urteils hindurchführen sollte.

Otto Ritschl

Maurice Maeterlinck

Fünftes Stück

(Agit 2)

Auf dem Vertrauen, daß auch die Außenseite unseres Geisteslebens eine Heimat des Wahren, Guten und Schönen sein könne, ruht Maeterlincks „Weisheit und Schicksal“ (1898). Manche Seite des Werkes erinnert an die bisherigen Schriften, die schönsten Bilder sind aus dem geheimnisvollen Vorstellungskreise genommen, dessen wir von Prinzessin Maleine an gewohnt sind. So, wenn es hier heißt:

> Die Vernunft, welche die Lieblingstochter der Intelligenz ist, muß sich auf die Schwelle unseres sittlichen Lebens setzen, nachdem sie die unterirdischen Tore geöffnet hat, hinter denen gefangen die lebendigen und instinktiven Kräfte unseres Wesens schlummern. Sie wacht dort, ihre Lampe in der Hand, und ihre bloße Gegenwart macht diese Schwelle unüberschreitbar für Alles, was der Natur des Lichtes noch nicht entspricht. Weiter davor, in der Gegend, wohin ihre Strahlen nicht dringen, dauert das dunkle Leben fort; sie beunruhigt sich nicht darüber, im Gegenteil, sie freut sich darüber. — — Aber es kommt vor, daß unter den Gefangenen leuchtendere Kräfte als sie selbst erwachen und dem Ausgange nahen. Sie verbreiten ein Licht, das unstofflicher und lauterer ist als die reine und beständige Flamme, die ihre Hand hütet. Es sind die unerklärlichen Mächte der Liebe, des Guten und andere noch geheimnisvollere, unendlichere, die den Durchgang fordern.

Es klingt wie ein Drama Maeterlincks, umgeschrieben in die Prosa einer Abhandlung. Aber es ist doch etwas Neues darin.

Maeterlinck ist entschlossen, diesmal das von ihm geschaute Reich der verborgenen Innerlichkeiten einer großen Grenzbereinigung zu unterziehen, indem er der Frage nachgeht, ob nicht die Schätze aus den Schachten des Unbewußten gehoben und zu einem gangbaren Münzwert des Alltagsverkehrs umgeformt werden könnten, und ob nicht das Reich des Unbewußten damit verkleinert werden möchte. In dem sonnbeschienenen Lande des Alltags aber sucht er neue feste Richtungslinien zu entdecken und in eine brauchbare Landkarte einzuzeichnen.

So entsteht unter der Feder dieses Sinners eine Neuwertung vieler alter Werte — ein Buch ohne Arroganzen. Ein sanfter Ernst führt zu diesen neuen Werten hin. Er predigt seine Leser nicht in ein Kloster hinein, nicht in irgend eine Mystik hinein — „das Verlangen nach dem Außerordentlichen ist nur zu oft das große Uebel gewöhnlicher Seelen“ — nicht in Ideologien hinein, die das Heute verachten — „das Heute verachten heißt sich für einen Fremdling erklären“ — nicht hinein in die Hybris des stolzen Einzelnen, nicht in die pessimistische Weltverneinung hinein, Maeterlinck predigt in Weisheit und Schicksal in die Welt hinein:

> Der Weise, den wir lieben, soll inmitten aller menschlichen Leidenschaften stehen.

Diese sind die Werkleute, die die Natur uns schickt, um uns beim Bau unsres Bewußtseins-Gebäudes zu helfen:

> Ein Mensch, der die Werkleute nicht zuläßt und vermeint, er könnte alle Steine des Daseins selbst heben, wird zum Obdach seiner Seele immer nur eine enge, kalte und nackte Zelle haben.
>
> Nicht die Weisheit, sondern der Hochmut unter seiner unnützesten Form ist es, der im Unbeweglichen und Leeren gedeiht.

Wenn es nun gilt, in diesem großen, edlen Buche vom Guten und vom Glück zu erkennen, ob Arianens Klarheit, „die Alles durchdringende, unermüdliche Klarheit, die Nichts mehr zu besiegen hat als sich selbst“, den Reichtum menschlicher Beziehungen durchleuchtet, so muß der große Katechismus dieses Werkes in einen kleinen umgeschrieben werden. Und dies muß mit einem Widerspruche gegen den bescheidenen Denker geschehen: er sagt, „daß man in seinem Buche vergeblich nach einer strengen Methode suchen wird. Es besteht nur aus unzusammenhängenden Betrachtungen, die sich mit mehr oder weniger Ordnung um zwei oder drei Gegenstände gruppieren.“

In der That zeigt sich eine feste und in sich wohlbegründete Ordnung des Stoffes. Nach einer Einleitung vollzieht Maeterlinck die Grenzregulierung zwischen Weisheit und Schicksal und weist dabei an dem großen Gegensatze, an Ludwig XVI. und Napoleon I. nach, was Schicksal sei. — Dann geht er auf das Wesen der Weisheit ein und stellt sie zwischen Verstand, Vernunft und Liebe, um zu zeigen, was ihre Aufgabe inmitten ihrer sei. — Darnach sucht er die Weisheit in jener großen Schar menschlicher Schicksale auf, wie des Bösen, des Leides, des Todes. — Dann stellt er die Weisheit auf die Probe in ihrem Verhalten zu Glück, Pflicht, Opfer, Nächstenliebe und Eigenpflicht. — Und endlich läßt er die Weisheit sich zur Klarheit gelangen gegenüber der erträumten Gerechtigkeit der Welt. — Eine Reihe von Schlußparagraphen zieht die Summe aller vorangegangenen Betrachtungen: unsere Ethik sei keine Ethik der Lebensflucht.*)

Bei jener Abgrenzung der Begriffe Weisheit und Schicksal, mit der die eigentliche Abhandlung beginnt, räumt Maeterlinck mit der Vorstellung, als sei „Schicksal“ eine tückische Macht außer uns, sofort entschieden auf. Daran erkennt man die Unweisen, daß sie sich zu Sklaven eines äußeren Schicksals machen; die Schönheit des wahren und einzigen Schicksals ist die, daß es ein inneres ist, die Kraft, mit der wir über die Ereignisse Herr bleiben. Ereignisse muß man umwandeln in Kraft. Was man aus dem Leben macht, das ist es. So sehr ruht das Schicksal in dem Menschen, daß das Leben von ihm abhängig ist:

> Wenn Judas heute Abend ausgeht, wird er dem Judas begegnen und Gelegenheit zum Verrate haben; wenn aber Sokrates seine Thür öffnet, wird er Sokrates auf der Schwelle schlafend finden.
>
> Lüge, und die Lügen werden herbeistürzen; liebe, und die Traube der Ereignisse wird von Liebe strotzen.

Wach zu sein, davon hängt Alles ab. Wer die Hand des Instinktes los läßt und die Hand des Bewußtseins ergreift, erfährt, daß die Gegenwart des Weisen das Schicksal lähmt. Diese Ueberzeugung führt Maeterlinck zu einer Folgerung, die er nicht fürchtet: daß die Helden der großen Tragödien Seelen haben, die sie niemals tief befragen. Er wägt Hamlet, Ophelia, Gretchen, Oedipus in einer Wagschale gegen Prometheus, Orpheus, Antigone, und die Wagschale dieser sinkt tief hinab. Das tragische Ringen der Menschen mit dem „Verhängnis“ ist ihm ein Irrtum der Ausleger, es giebt für den Helden kein inneres „Verhängnis“, er streitet nicht gegen ein Schicksal, son-

*) Dies Schema mit den Seitenzahlen der ersten Auflage der Diederichsschen Uebersetzung: Einleitung S. 4—16. Dann S. 16—60. — S. 60—70. — S. 70—97. — S. 97—129. — S. 129—165. — Schluß S. 165—229.

dern, leider, gegen die Weisheit. Schicksal, das von außen kommt, und durch es herbeigeführtes Unglück können nicht verhindern, daß ein Jeder seine Prüfung in Gedanken, Gefühle und unantastbare Güter verwandelt.

Der böse Zufall ist in den Fingern der Weisheit biegsamer als eine Binse, die man eben abgeschnitten hat; und er wird zum Erzbarren von unerbittlicher Starrheit in den Händen des Unbewußten.

Allerdings liegt im Charakter des Menschen Etwas, das ihm zum Verhängnis seines Lebens werden kann, eine Art von Prädestination. Diese Prädestination ist leicht unschädlich zu machen, meint Maeterlinck:

Ist nicht der Charakter dasjenige, was sich in einem Menschen von gutem Willen am leichtesten verändern läßt?

Hier legt sich die schwache Stelle aller Maeterlinckschen ethischen Aussagen bloß: sein Zutrauen zur leichten, fast gehorsamen Umbildbarkeit des Menschen ist so groß, seine Gleichgiltigkeit gegen das „Wie?“ der Erneuerung so herausfordernd, daß man sich fragen darf, ob er das schwermütigste aller Bücher so wenig nach seiner Menschenkenntnis und dem darauf beruhenden Du sollst, Du sollst nicht und seinen Anweisungen zur Wiedergeburt schätzte, daß er einen solchen Abstand von der Bibel wagen durfte?

Am Schicksal Ludwigs des XVI. kann man erkennen, wie ein Mensch sein Schicksal ruft, wenn er nicht Intellekt und Wille zum Bestehen des Lebens aufruft und dessen nicht eingedenk bleibt, daß vor uns das Unvorhergesehene liegt, das uns da helfen wird, wo wir nicht anzufangen gewagt hätten. An Napoleon sieht man es, wie ein grandioser Wille die Grenzsteine dessen, was man Schicksal, Verhängnis nennt, weit hinaus versetzen kann und daß das, was man in der That Schicksal nennen darf, das fast immer bestehende Mißverhältnis zwischen der Kraft der Wünsche und der Kraft der That ist. Da lag nicht Napoleons Schwäche:

Alles, was er that, ist, wenn nicht in den Zielen, doch in den Mitteln unglaublich wirklich, notwendig, vernünftig.

Sein Rechenfehler war, daß er nicht mit der den Menschen innewohnenden Gerechtigkeit rechnete. Gerechtigkeit, das ist der Fels, an dem die Uebertreter scheitern. Napoleons Ende deckt für die Betrachtung von Weisheit und Schicksal die tiefe Erkenntnis auf:

Jede Ungerechtigkeit erschüttert das Vertrauen, das ein Wesen in sich und sein Schicksal setzt. Es hat zu einer gegebenen Zeit, gewöhnlich in seiner ernstesten Stunde, darauf verzichtet, nur auf sich selbst zu bauen. Das vergißt sein Gedächtnis nicht, und von nun an wird sich dieser Mensch nie mehr ganz wiederfinden.*)

Hermann Oeser

Person und Sache in der Theologie

Ein Nachwort zur Herrenhausdebatte vom 3. April

Man schreibt uns:

In seiner Herrenhausrede vom 3. April d. J. hat der Oberhofprediger D. Dryander die bekannten Beschlüsse der Brandenburgischen Provinzialsynode einer erneuten Besprechung unterzogen und sie als wichtig und denkwürdig bezeichnet. Es ist nicht unsre Absicht, den damals auch in der Christlichen Welt verhandelten Gegenstand**) noch einmal ausführlich zu erörtern, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir seine Denkwürdigkeit bis auf weiteres bezweifeln. Aber die Begründung des Herrenhausredners, dessen sonstige Stellungnahme in kirchlichen Fragen wir um so lieber anerkennen, als sie ihm gewiß nicht immer leicht gemacht ist, bot diesmal einige allgemeine Gesichtspunkte dar, die unabhängig von der Synode und ihren Beschlüssen zu Recht bestehen und nicht ganz unwidersprochen bleiben dürfen.

Es wurde ausgeführt, zur Lösung der Schwierigkeiten zwischen Theologie und Kirche komme es nicht auf Abstraktionen, sondern auf ganz konkrete Persönlichkeiten an. Man müsse den Professoren der Theologie vertrauen dürfen, daß sie den Ausgleich von Theologie und Kirche in sich zu vollziehen im stande sein werden, um ihn dann auch ihren Schülern mitzugeben. Liege demnach Vieles, ja Alles an den Personen und ihrer Vertrauenswürdigkeit, so erscheine die Bitte der Synode berechtigt, der Minister möchte dauernd auf solche Personen bedacht sein, welche durch rechten und besonnenen Gebrauch der evangelischen Freiheit der Wissenschaft den Anforderungen der Kirche Rechnung tragen.

Dieser Gedankengang ist irreführend, weil er das Thema verschiebt und es auf eine falsche Operationsfläche stellt. Indem man von den Persönlichkeiten spricht, auf deren Wirksamkeit Alles ankommt, erweckt man den täuschenden Schein, als sei schon damit das lösende Wort gesprochen und eine grundsätzliche Klärung und Besserung angebahnt. Das ist nun keineswegs der Fall. Persönlichkeiten sind unerläßlich zur Erweckung und Pflege des Glaubenslebens. Das ist ihr Spielraum und ihr Segen. Ein einziger wirklich frommer Mensch bedeutet Viel für die Religion. Aber in dem vorliegenden Fall spielt das persönliche Glaubensleben eine untergeordnete Rolle. Diese Dinge sind objektiverer Natur und wollen als solche genommen werden. Sie fordern überwiegend eine Art und Weise der Behandlung, die grade außerhalb des persönlichen Lebens oder, mit dem Herrenhausredner zu sprechen, im Umkreis der bloßen Abstraktionen, das heißt der reinen Gedankenbildung liegt. Das ist das Eine.

Das Andre ist dies. Appelliert man an konkrete Persönlichkeiten, so spricht man fromme Wünsche aus, nämlich den Wunsch, den wir ja Alle teilen, es möchten solche Männer gefunden werden, die Alles aufs beste ausrichten. Es wird ja wohl solche Männer geben, wir wollen hoffen recht viele, aber sind sie in unsrer Macht? Steht es in Jemandes Willen, Persönlichkeiten zu erwecken? Das ist der Fehler dieser Betrachtung. Sie vermeidet es, Grundsätze aufzustellen, und beruft sich auf kommende Männer. Das heißt die Schwierigkeiten umgehen, aber nicht ihre Lösung vorbereiten.

Man könnte den Gedankengang des Herrenhausredners mit einigem Recht auf die praktischen Theologen anwenden. Hier kommt wirklich sehr Viel auf die Persönlichkeit an. Möchten wir Vertreter des praktischen Amts immer mehr zu solchen Persönlichkeiten reifen, die zwischen Kirche und Theologie Brücken zu schlagen wissen. Jeder von uns hat aus den theologischen Hörsälen soviel wissenschaftliche Erkenntnis mitgebracht, als ihm sein Fleiß gestattete oder auch seiner Natur gemäß war. Es sei dies nun Viel oder Wenig, so fordern Amt und Gemeinde, Welt und Leben gebieterisch, diesen Besitz in der Richtung eines annähernden Ausgleichs, einer wachsenden Harmonisierung des praktisch kirchlichen und des theologisch wissenschaftlichen Faktors zu entwickeln. Jede Predigt, jede Konfirmandenstunde, jede seelsorgerliche Begegnung stellt solche Ansprüche an uns, die geradezu Pflichtcharakter tragen. Und da ist dann zuzugestehen, daß bloße Abstraktionen, apologetische Formeln und was dergleichen mehr ist, wohl gar ein eignes Lehrsystem mit zugehöriger philosophischer Begründung, im Großen und Ganzen außer Ansatz bleiben müssen, weil sie nicht Jedermanns Ding sind. Der Nachdruck liegt wirklich auf dem Persönlichen, auf der persönlichen Gesinnung, auf der lebendigen Bereitschaft und dem aufrichtigen Verlangen, dem Gesamtproblem von Kirche und Theologie gerecht zu werden und seinen weiten Verzweigungen bis in die letzten Wissens- und Bildungsfragen der Gegenwart liebevoll nachzugehen. Zum mindesten ergäbe sich ein Achtungsverhältnis und, bei mangelnder Sachkunde, geringerem Interesse oder bewußter Konzentrierung auf die rein religiösen und kirchlichen Aufgaben, jene edle Zurückhaltung, die immer das Zeichen einer vornehmen Persönlichkeit und reifen Lebenserfahrung ist.

Statt dessen sehen wir ehrenwerte Männern ihr Leben und das der Gemeinde verwüsten, weil sie in sträflichem Eigensinn jede Fragestellung, wie die uns beschäftigende, kurzer Hand

*) Wie leid ist es uns, heute hier abbrechen zu müssen! Eine Gedankenfolge zwar ist abgeschlossen, aber der Bericht über „Weisheit und Schicksal“ wird noch fortgesetzt. D H

**) Vgl. Nr. 50 und 51 d. v. J. D H

von sich weisen. Wir sehen Synoden Urteile fällen, wo der Mangel an Sachkenntnis offenkundig zu Tage tritt und jede Kompetenz vermißt wird. Es wäre unendlich dankenswert, wenn die amtliche Kirche darin Wandel schaffen wollte, wenn sie neben der Amtstreue und Frömmigkeit von ihren berufenen Vertretern mehr persönliches Verständnis und persönliche Achtung für das Schwierige und das Problematische unsrer Lage forderte. An der gegenwärtig herrschenden Spannung zwischen Kirche und Theologie tragen, das ist unsre feste Ueberzeugung, weniger unsre Universitätslehrer als die Kirche selber die Schuld. Immer wieder erleben wir, daß Jemand nur kräftig Zeugnis abzulegen braucht, auch wenn er von keines Gedankens Blässe angekränkelt ist, um sich gefürchtet zu machen. Hier gilt es Hand anlegen.

Natürlich soll die Bedeutung der Persönlichkeit für das Lehramt nicht in Abrede gestellt werden. Wohl dem akademischen Lehrer und zwiefach wohl seinen Schülern, wenn er eine Persönlichkeit ist, die den Ausgleich von Theologie und Kirche sozusagen an ihrer Stirne trägt und dadurch zur lebendigen Anschauung bringt. Die erziehliche Tragweite dieses Gedankens ist ungeheuer groß. Und doch ist dies nicht die Hauptsache und keine Bürgschaft dauernder Erfolge. Wenn man so viel von Persönlichkeiten spricht, so meint man damit den guten Willen, Kirche und Theologie mit einander zu verständigen. Das heißt aber dem guten Willen mehr aufbürden, als er tragen kann. Der gute Wille thut es nicht, sonst hätten wir schon längst den Frieden in der Kirche. Dagegen thut es und zwar allein die volle Herrschaft über die Sache. Denn diese Sache ist schwer, ist bitter ernst und unerhört verwickelt; sie hat so viele Ecken und Kanten und bietet so viele Härten dar, daß man den Anspruch ihrer geistigen Beherrschung nicht hoch genug spannen kann. Wir brauchen zu Lehrern Sachverständige und abermals Sachverständige. All die hochzuverehrenden Männer, die im neunzehnten Jahrhundert auf dem Katheder als angebliche oder wirkliche Persönlichkeiten gestanden haben, haben uns, wenn wir ehrlich sein wollen, wenig Klärendes hinterlassen. Ein Mann wie Tholuck ist sicherlich sehr Vielen Vieles gewesen, er hat mithin christliches Leben erweckt, seine Predigten sind heute noch wahre Goldgruben tiefsinniger religiöser Wahrheit. Aber für die Fragen von Theologie und Kirche hat er nichts Bleibendes beigebracht. Seine Spur ist heute verweht. Wer wandelt noch in seinen Bahnen?

Das Gegenstück ist Schleiermacher, gewiß auch als Persönlichkeit in hohem Maß verehrungswürdig, als „Redner Gottes“, wie Herder sagte, von unerreichter Vorbildlichkeit, aber nach seiner Gesamtwirkung, die in beständigem Wachstum begriffen ist, ganz unpersönlich zu erklären. Wenn wir noch heute fort und fort auf ihn zurückgreifen und unsre theologischen Erkenntnisse immer wieder an den seinigen nachprüfen, so liegt es daran, daß er Kirche und Theologie nicht nach dem Maß des guten Willens, sondern aus der Sache heraus, aus ihrer inneren Ordnung verbunden hat. Der sachliche Entwurf, der Grundriß, der Aufbau ist das bleibende Große an ihm, und gerade wo wir Einwendungen machen, beruhen sie zumeist auf seiner Persönlichkeit, auf den persönlichen Impulsen, ohne die ja auch er nicht gewesen ist. Also noch einmal, sein Entwurf war schlechthin sachverständig, und darum: wir brauchen Sachständige. Wir schmachten nach ihnen, weil wir sie nicht entbehren können, weil sie allein uns Etwas zu sagen haben.

Und wir brauchen Abstraktionen. Es war ein schönes Wort von Professor Julius Kaftan, das er einst in diesen Blättern ausgesprochen hat: „wir schmieden Dogmen.“ Diese Dogmen, Vielen aufs innigste verhaßt, sind doch genau so unentbehrlich wie die Längen- und Breitengrade auf der Landkarte. Erst wenn die Längen- und Breitengrade gezeichnet sind, lohnt es sich das Einzelne einzutragen. So wird auch ohne Dogmen, Grundbegriffe, Abstraktionen die christliche Erkenntnis am letzten Ende schief. Wahrhaftig wir kommen auf keinen grünen Zweig mehr. Als der Kaiser seinen Brief schrieb, haben alle Parteien ihre Losung daraus entnommen. Denn Jeder stellte sich persönlich dazu und fand natürlich das, was er suchte. Wir sind in Begriffen sehr schwach geworden, um so stärker in Sentiments. Wer definiert uns sachgemäß, was unter den Bedingungen der heutigen Erkenntnis die Gottheit Christi ist?

Wenn diese Stellungnahme zutrifft, so ergiebt sich noch eine letzte Folgerung. Die Brandenburgische Provinzialsynode und der Herrenhausredner kennen im Grunde nun Einen Rat und nur Eine Marschroute für die Fachtheologen, nämlich so vorsichtig als möglich zu sein und möglichst viel Rücksicht zu nehmen. Wir halten diesen Rat für falsch und sind der Meinung, daß alle Fortschritte in der Kirche dadurch geradezu in Frage gestellt werden. Wie kann der Schmied das Eisen schmieden, wenn er im entscheidenden Augenblick, wo er zum Schlage ausholt, liebreich am Aermel gezupft wird? Vorsicht ist gewiß eine sittliche Pflicht, wenn die Wahrheit selber und ihre Erforschung sie auferlegt. Aber Rücksicht — ja gegen wen? Und Nachsicht etwa gegen Schwächen, deren Beharrung zur Sünde führt? Warum hat Niemand im ganzen Umkreis der offiziellen Kirche das Bedürfnis und den Mut, gegenüber den vielen Reden von Vorsicht und Rücksicht die Pflicht der Unerschrockenheit und jedenfalls der Unabhängigkeit zu betonen? Und zwar als eine Pflicht grade gegen die Kirche, zu deren Diensten und Gunsten? Sachverständig und unabhängig sind einander ergänzende Begriffe. Wer Sachverständige haben will, der muß sie auch unabhängig wollen. Die kirchliche Atmosphäre, in der unsre theologischen Lehrer sich entwickeln, bewirkt von Alledem eher das Gegenteil. Seit fünfundzwanzig Jahren ist diese Atmosphäre so voll von Aengstlichkeit, Mißtrauen, Verdächtigung, daß Unabhängigkeit, wo sie vorhanden, wahrlich nicht dadurch, sondern trotzdem zu stande gekommen ist. Hier liegt die Wurzel so vieler Uebel. So lange sie nicht ausgegraben wird, ist auch keine Kirchenpolitik im großen Stile möglich. Unsre Kirchenpolitik rühmt sich taktischer Erfolge; aber sie sind vorübergehend. Gebt Luft und Licht, und ihr werdet sie haben, die Kirchenpolitik der Zukunft, aus deren anregender Kraft auch — Persönlichkeiten erwachsen werden.

Die achte Hauptversammlung der Freien Kirchlich-Sozialen Konferenz

Es war das erste Mal, daß ich einer Tagung der Freien Kirchlich-Sozialen Konferenz angewohnt habe. Die gewonnenen Eindrücke sind dadurch vielleicht subjektiver beeinflußt als wenn ich schon bisher zu den Besuchern der Konferenz gehört hätte. Auf der andern Seite ist aber wohl das so gewonnene Urteil nicht wertlos, weil es zeigt, wie sich die Konferenz einem möglichst unbefangenen Zuhörer darstellt, der zu den Mitgliedern des Evangelisch-Sozialen Kongresses gehört, die Arbeit der Innern Mission aus mehrjähriger Berufsarbeit kennt und zur Zeit berufsmäßig sich mit sozialpolitischen Fragen beschäftigt.

Und da drängt sich mir vor allem das Urteil auf, daß wir es bei der Kirchlich-Sozialen Konferenz mit einer überaus eifrigen Arbeitsgemeinschaft zu thun haben, die auf den allerverschiedensten Gebieten des kirchlichen und sozialen Lebens ihre christlichsozialen Ideen darzustellen und durchzusetzen sucht. Ich betone dabei das Wort Arbeitsgemeinschaft im Sinne der unmittelbar praktischen Arbeit. Das zeigt von vornherein den Unterschied der Konferenz von dem Evangelisch-Sozialen Kongreß. Die Geistesarbeit, die dieser leistet in der möglichst unbefangenen Urteilsbildung über die sozialen Zustände unseres Volkes nach dem Maßstabe der religiösen und sittlichen Forderungen des Evangeliums, wie die wertvolle nationalökonomische Mitarbeit, deren er sich zu erfreuen hat, treten zurück oder fehlen fast ganz bei der Konferenz. Hier steht das Bestreben voran, unmittelbar praktische Arbeit am Volk zu leisten und immer neue Organisationen zu schaffen, in denen diese Arbeit geschehen kann. Damit ist zweifellos etwas Wertvolles neben dem Evangelisch-Sozialen Kongreß geschaffen worden, und beide treten um dieses Unterschiedes willen auch in gar keine Konkurrenz zu einander. Man sollte es darum auch bei dem Jahresbericht der Konferenz unterlassen, deren 2200 Mitglieder

in Vergleich zu stellen mit der geringeren Zahl der Kongreßmitglieder.

Blicken wir aber auf die Innere Mission und ihren Unterschied zur Kirchlich-Sozialen Konferenz, so brauchte er weder theoretisch noch praktisch vorhanden zu sein, hätte sich die Innere Mission nicht so völlig unter dem Druck ihrer Tradition und ihrer kirchlichen Abhängigkeit im Widerspruch zu Wicherns Ideen christlichsozialer Arbeit verschlossen und diese dadurch in der Kirchlich-Sozialen Konferenz auf ein gesondertes Gebiet gedrängt. Nun es einmal geschehen ist, wollen wir uns freuen, daß dadurch wenigstens sozial interessierten Männern und Frauen, deren kirchliche und politische Stellung sie zu Stoecker hindrängt, Gelegenheit gegeben ist, ihren Arbeitsfleiß zu bethätigen.

Auf diesen Kreis freilich wird im Wesentlichen die Freie Kirchlich-Soziale Konferenz beschränkt bleiben. Das ist das Andere, was sich mir als Gewißheit bei den diesjährigen Verhandlungen aufgedrängt hat. Die Konferenz ist Stoecker. Damit soll in keiner Weise der Anschein erweckt werden, als beherrsche er sie in der Durchsetzung seines Willens, als ließe er keinen anderen Willen neben sich aufkommen. Er weiß auch nachzugeben, wo Bedenken aus der Konferenz laut werden. Aber er prägt Allem seinen Geist auf, und mit seiner Autorität deckt er Ideen, die sonst in kirchlichen Kreisen als zu modern und weil mit der Tradition unvereinbar als gefährlich erscheinen könnten. Es sei dies an zwei Beispielen dargethan.

Die geistig am höchsten stehende Darbietung der diesjährigen Tagung war zweifellos das Referat Professor Seebergs über „die Persönlichkeit Christi als den festen Punkt im fließenden Strom der Gegenwart“. Die feinsinnigen Ausführungen werden nach Drucklegung des Vortrags noch einer eingehenden Würdigung unterzogen werden müssen. In der Versammlung selbst wirkten sie durch ihre geistige Höhenlage mehr überwältigend als aufklärend, wie denn auch gleich der erste Redner sein Urteil dahin zusammenfaßte: „was ich von dem Vortrag selbst verstanden habe, war ganz vortrefflich.“ Stoecker aber gab nun von seinem kirchlichen Standpunkt aus das Verständnis, das seinem der diesjährigen Tagung der Konferenz im „Volk“ gewidmeten Begrüßungsartikel entsprach. In ihm hatte er ihr als Aufgabe vorgezeichnet, gegenüber der modernen „bekenntnisfeindlichen“ Theologie, die durch eine falsche Kirchenleitung auf den Lehrstühlen begünstigt werde und nur zu einem unausbleiblichen Schaden der Reformationskirche werden könne, wenn sie auch auf den Kanzeln geduldet sei — das Bekenntnis der Reformatoren wieder klar und deutlich zur Geltung zu bringen. Und so bekannte denn auch die Konferenz auf Vorschlag Stoeckers als Quintessenz des Referats, daß allein der Glaube an die wahrhaftige Gottheit Christi im Sinn und Geist D. Martin Luthers die Kraft in sich trage, den christlichen Persönlichkeiten wie der christlichen Gesellschaft eine erlösende, erneuende, befriedigende Gottes-, Lebens- und Weltanschauung zu schaffen. Dazu gab Stoecker noch die Erklärung: so milde man sonst sein könne in Bezug auf Dogmen und deren Formulierung — er selbst lehnte ausdrücklich die Verbalinspiration ab und erklärte: „ich bin in der Bildung des christlichen Heilsbewußtseins ganz modern“ —, so unnachsichtlich müsse der Christ sein in dem Bekenntnis: Christus ist wahrhaftiger Gott, dieses Bekenntnis im Sinne der Reformatoren verstanden.

Noch auf einem andern Gebiet, und hier hocherfreulich, diente Stoeckers Person dazu, das Verständnis und die Zustimmung der Konferenz einer bedeutsamen Frage zuzuführen. Es war dies in der zweiten Hauptversammlung, die der Erörterung der Frauenfrage galt. Meines Erachtens ist es garnicht hoch genug einzuschätzen, daß Stoecker, wie er einst bei dem Evangelisch-Sozialen Kongreß zu den Vorkämpfern der Frauenfrage gehörte, das Verständnis für sie nun auch in der Kirchlich-Sozialen Konferenz zu vertreten und zu vertiefen sucht. Er setzt hier die Autorität seiner Person ein, die er gerade auch in solchen kirchlichen Kreisen genießt, die der Frauenfrage, wo sie über die Diakonissenarbeit hinausgeht, mit Aengstlichkeit und Bedenklichkeit gegenüberstehen. Und das vor allem dann, wenn es gilt, über allgemeine theoretische Erörterungen hinaus zu praktischen Forderungen fortzuschreiten.

In diesem Jahre nun handelte es sich um ein solches Thema, bei dem es zu zeigen galt, ob man bereit ist, Frauen neue Rechte zur Ausübung neuer Pflichten zu gewähren. Die verdienstvolle erste Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, Fräulein Paula Müller aus Hannover, hatte es übernommen, über die Pflichten und Rechte der Frau in der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde zu reden; Stoecker gab das Korreferat. Nicht was Beide in ihren guten Ausführungen darlegten, auch nicht das Hin und Wider in der Diskussion, welche Auseinandersetzungen sowohl mit zaghafteren wie mit radikaleren Vertretern der Frauenbewegung brachte, war das Bedeutungsvolle. Es liegt vielmehr darin, daß hier eine ausgesprochen kirchliche Konferenz das Wahlrecht der Frauen für die kirchliche Gemeindevertretung und den Kirchenvorstand vertrat, ebenso das Wahl- und Einspruchsrecht für die Pfarrerwahlen und dann in gleicher Weise innerhalb der bürgerlichen Gemeinde das Bezirksvorsteheramt der Armenpflege, die Wahl in Armen- und Waisenausschüsse, sowie in die Schuldeputationen für die Frauen forderte. Damit bekundete die Konferenz deutlich, daß sie mit althergebrachten Vorurteilen in der Frauenfrage brechen will, und unstreitig kommt hier neben den mitarbeitenden Frauen Stoecker ein wesentliches Verdienst zu.

Kehren wir nun nach dem Hinweis auf die führende Stellung Stoeckers in der Konferenz zu dem eingangs gefällten Urteil zurück, daß die Freie Kirchlich-Soziale Konferenz vorwiegend eine praktische Arbeitsgemeinschaft ist zur Realisierung der ihr eigentümlichen christlich-sozialen Ideen, so muß weiter anerkennend hervorgehoben werden, wie man es in ihrer Organisation verstanden hat, durch Anwendung des jede vielseitige Thätigkeit erst fruchtbar ausgestaltenden Prinzips der Arbeitsteilung die verschiedenen der Konferenz in ihren Mitgliedern zur Verfügung stehenden Kräfte zur Verwendung zu bringen. Es würde über den Rahmen dieser Besprechung hinausgehen, wollten wir diese Arbeitsteilung schildern, aber der Hinweis auf sie ist nicht nur zur Charakteristik der Arbeitsfreudigkeit der Konferenz notwendig, er muß auch das Vielerlei verständlich machen, das bei einer so kurzen Tagung, wie es diese achte Hauptversammlung vom 14. bis 16. April war, an Vorträgen geboten wurde, ohne daß man den Vorwurf erheben darf, das einzelne Thema sei nicht zu seinem Recht gekommen, oder es hätte eine geistige Ueberfütterung stattgefunden. Nein — wenn in diesem kurzen Zeitraum außer dem Festgottesdienst, in dem Samuel Keller predigte, zehn größere und kleinere Versammlungen stattfanden, so war eben außer den beiden Hauptversammlungen jede für einen besonderen Kreis Interessierter bestimmt, denen sie Anregung geben sollte, in einer bestimmten Richtung zu arbeiten. So konnte man getrost, teils hintereinander, teils nebeneinander, Jugend- und Volkslektüre, Frauenbewegung, Gewerkschaftsarbeit, Konfirmations- und kirchliche Wahlreform, Stellung zur Eisenacher Konferenz, christliche Arbeitersekretariate, Apologetik, Kunst und Sittlichkeit und schließlich Sonntagsruhe im Handels- und Schankgewerbe behandeln, ohne einer oberflächlichen Vielgeschäftigkeit zu fröhnen. Durch diese Arbeisteilung allein kann denn auch etwas Ersprießliches aus der vielgestaltigen Arbeit herauskommen. Inwieweit freilich diese Arbeit im Einzelnen wirklich ersprießlich ist, hängt noch von Anderem ab als von der Organisation.

Anerkannt muß werden, daß die Konferenz zunächst auf rein kirchlichem Gebiet, wo sie sich vor allem mit der Frage nach der Konfirmationsreform beschäftigt hat, viel Material sammelte und zu bestimmten Vorschlägen gekommen ist. Was Pastor Baumann da vertrat — wir dürfen hier auf den Bericht der Chronik der Christlichen Welt hinweisen — begegnete aber so vielen Bedenken, daß man es nur als wertvolles Material der preußischen Generalsynode und den übrigen deutschen Landessynoden überweisen will. Doch war man einig in dem festen Entschluß, trotz des ablehnenden Bescheides des Oberkirchenrates diese Frage nicht ruhen zu lassen.

Die Auseinandersetzungen über das Verhältnis der Kirchlich-Sozialen zur Eisenacher Konferenz trugen einen vertraulichen

Charakter. Sie sollen dazu geführt haben, daß man sich einig erklärte in dem Bestreben, die Gemeinschaftsbewegung in einem freundlichen Verhältnis zur Kirche und zu deren Theologie zu erhalten.

Und nun sei mir noch gestattet, von der „sozialen" Thätigkeit der Konferenz ein Wort zu sagen. Gerade auch hier tritt das anerkennende Urteil über den regen Eifer ein, der sich bemerkbar machte und seine Bethätigung in vielseitiger Fürsorge für Arbeiterinnen und Arbeiter zeigt. Dazu gehört vor allem die Pflege der christlichen Gewerkschaften. Aber so gern der Eifer hier anerkannt werden soll, so wenig vermag ich meine Bedenken zurückzuhalten. Ich rede dabei weniger von den sozialpolitischen Bedenken, die sich meiner Ueberzeugung nach um der notwendigen Einigkeit der Gewerkschaftsbewegung willen gegen alle konfessionellen Gewerkschaftsbewegungen (zu ihnen gehören bekanntlich die Evangelischen Arbeitervereine nicht, die beruflich verschieden beschäftigte Arbeiter umfassen) richten muß. Zu solcher Auseinandersetzung wäre hier nicht der Platz. Mich bewegen christliche Bedenken, die mir stärker als je zuvor in der öffentlichen christlichen Gewerkschaftsversammlung entgegentraten. Unter zum Teil stürmischen Debatten mit einigen recht unbeholfenen Sozialdemokraten begründete vor allem der christliche Gewerkschaftssekretär Franz Behrens, aber auch andere christliche Gewerkschaftler, die Notwendigkeit der christlichen Gewerkschaftsorganisation. Das eine Hauptargument war immer wieder, daß die Mitarbeit an den nicht konfessionell ausgeprägten Gewerkschaften den christlich gesinnten Arbeitern unmöglich oder erschwert werde durch den Spott und Hohn der „christentumfeindlichen" Sozialdemokratie. Welcher geringe Bekennermut liegt in diesem Motiv für die christlichen Gewerkschaftler! Es muß einem in der Seele weh thun, wenn man angesichts der Verheißung Matth. 5, 10 f. diesen Rückzug unserer christlichen Arbeiter aus den freien Gewerkschaften sieht und offen aussprechen hört, daß sie den Zusammenschluß unter religiös Gleichgesinnten in einer Sonderberufsorganisation der Aufgabe vorziehen, in dem christlichen Bekenntnis Spöttern und Verächtern der Religion gegenüber ihren Mann zu stellen. Und um diese Thatsache kommt man nicht herum, mag man auch gern, um Niemanden verletzen zu wollen, an die Stelle des Vorwurfs gegen jene Separation das Bedauern setzen. Etwas anders verhält es sich mit dem Motiv für die christliche Gewerkschaftspflege, das Behrens nicht ungeschickt anführte: die Gewerkschaft solle nicht nur Beratungen über äußere Berufsangelegenheiten dienen, sondern eine innere Arbeitsgemeinschaft darstellen, und eine solche sei unmöglich ohne Uebereinstimmung in Lebensfragen, wie es die religiösen sind. Daß dann aber die Trennung der christlichen Gewerkschaften in konfessionell evangelische und katholische nur eine Frage der Zeit sein wird, wenn man auch nur einigermaßen ernstlich die Arbeitsgemeinschaft der Gewerkschaft auf religiöse Uebereinstimmung aufbauen will, dafür wird der Kampf der beiden Konfessionen mit einander sorgen, und er wird dann wiederum verschärft werden durch die konfessionell gespaltene christliche Gewerkschaftsbewegung. Zeigen doch schon Bestrebungen wie die auf Errichtung evangelischer Arbeitersekretariate neben den katholischen, die von christlichen Gewerkschaften befürwortet werden, daß die konfessionellen Gegensätze ihre Früchte tragen.

Darum bei aller Anerkennung für die soziale Arbeitsfreudigkeit der Konferenz — hier können wir mit unseren Bedenken nicht zurückhalten. Eine starke religiöse und intellektuelle Kräftigung der Arbeiter in Evangelischen Arbeitervereinen, die diese Arbeiter fähig macht, als christliche Persönlichkeiten in den nicht-konfessionellen, freien Gewerkschaften mit zu arbeiten und zu führenden Persönlichkeiten zu werden, wäre meines Erachtens eine empfehlenswertere Thätigkeit der Kirchlich-Sozialen Konferenz als diese christliche Sonderbündelei in der Gewerkschaftsbewegung.

Noch ließe sich Manches sagen auch über die „Apologetik unter dem arbeitenden Volk", über die Herr Superintendent Baarts Thesen aufgestellt hat, oder über die schon so oft erörterte Frage des Verhältnisses von Kunst und Sittlichkeit beim modernen Theater, worüber der bekannte Vertreter der Konferenz der Sittlichkeitsvereine Henning Gedanken äußerte. Indes wie er nichts Neues bot, so muß ich gestehen, war in den Baartsschen Thesen so viel Theorie ohne die sie erhärtende Praxis enthalten, daß ich auf eine Besprechung verzichten möchte. Sie kann auch nur dem zukommen, der hier selbst mitarbeitet und aus der Erfahrung zu schöpfen vermag. Aber den Wunsch kann ich nicht unterdrücken, daß den hier vorhandenen apologetischen Aufgaben gerade auch aus dem Kreise der Freunde der Christlichen Welt Förderer entstehen möchten. Daß sie dabei andere Wege gehen werden, als sie in den Thesen Baarts vorgezeichnet waren — vgl. Chronik der Christlichen Welt —, kann ja nur zur Klärung des Problems dienen.

Damit verlasse ich die achte Tagung der Freien Kirchlich-Sozialen Konferenz. Es ist ein freudig und begeistert gethanes Stück christlicher Arbeit, dem hier Stoecker eine beachtenswerte Organisation gab. Ich vermag bei aller vorhandenen Meinungsverschiedenheit nur zu sagen, daß ich es nicht bereut habe, dieser Versammlung angewohnt zu haben, und hoffe, daß auch ihre künftigen Tagungen den gleichen arbeitsfreudigen Charakter tragen werden, an dem man sich erbauen und selbst zu eifriger Arbeit ermuntern lassen kann. Martin Wenck

---

Verschiedenes

In eigener Sache. Die Erklärung, die neuerdings Herr Professor D. Kittel im Theologischen Litteraturblatt in Sachen seines von uns abgelehnten Artikels abgegeben hat, befriedigt uns so wenig, daß wir nun doch zu unsern Lesern „die Akten sprechen" lassen. Sie werden daraus ersehen, daß wir nichts Anderes gethan haben, als was jeder Redaktion von Rechts und Berufs wegen zusteht. Wir machen bei dieser Gelegenheit auch Mitteilung über eine verwandte Korrespondenz mit Herrn Professor D. König, da auch diese die Blätter beschäftigt hat. Unsre ganze Veröffentlichung aber vertrauen wir einem besondern Beiblatt an, damit die Leser es, gelesen oder ungelesen, alsbald dem Papierkorb überweisen können. Denn so wenig wir uns leider den Herausforderungen einer gegnerischen Presse in diesem Falle entziehen konnten, so sehr teilen wir den Widerwillen gegen dergleichen Auseinandersetzungen, den wir unsern Lesern zutrauen oder zumuten und dem wir eine größere Macht im kirchlichen Leben wünschen möchten, als er heute besitzt. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag 12. Mai 5 Uhr Rosenau: Was verstehen wir unter Offenbarung?

Hamburg. Montag 4. Mai Abends 8 Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Sittliche und religiöse Ideen in Frenssens Romanen.

Lüttringhausen. Montag 4. Mai 5 Uhr Düringer Hof: Das Abendmahl in der Auffassung der modernen Theologie. Dr. Liedtke.

Evangelische Konferenz in Schlesien

Mittwoch den 13. Mai 1903 um $^{1}/_{2}$10 Uhr in Liegnitz (Schießhaus)

Bibl. Ansprache. Bericht über die 10j. Geschichte der Konferenz. Vortrag des Professor D. Gunkel-Berlin: Die Eliasgeschichten, religionsgeschichtlich und litteraturgeschichtlich betrachtet.

Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz

5. Juni in Heppenheim an der Bergstraße. Näheres in nächster Nummer.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch zu Tagespreisen, d. h. 5 Pfennig über den Hamburger **Großhandelspreis** für feinste Butter,

laufende Woche 123 Pfennig

Bei regelmäßiger Abnahme das ganze Jahr 120 Pf. Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Rudolf Hermes
Dorothea Hermes
geb. Riser
Vermählte
Hamburg, April 1903

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische 2c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Muir: Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift aus Syrien

„Ich wünsche unserem Volk mehr von dieser Art Litteratur. Sehr empfehlenswert."
Der freie Christ

Preis 1.50 Mk.

Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10

Der Kieler Ortsverein der Freundinnen junger Mädchen sucht zum Oktober d. J. christlich gesinnte, und wirtschaftlich tüchtige Dame als **Vorsteherin der „Heimat."** Gesuche und Anfragen zu richten an **Frl. Bachmann, Kiel,** Gerhardstraße 33.

PIANOS von ℳ 350.– an.
Harmoniums von ℳ 80.– an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Ein interessantes Buch
Meine Erinnerungen, von Eugène Casalis
ist im **Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10** erschienen. Dasselbe ist ein außerordentlich passendes Geschenk für die heranwachsende Jugend. Mit feiner Beobachtungsgabe schaut und schildert Casalis Land und Leute, auch den Pflanzen und Tieren geht er nach und zeigt sie, — hochinteressant ist die Schilderung des Wüstenkönigs.
Evang. Gemeindeblatt Nürnberg
Preis 2.50 Mk. geb.

Pfarrstelle

Bei der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche ist vorbehaltlich der endgültigen Bewilligung der Stelle durch die Berliner Stadtsynode eine neue (vierte) Pfarrstelle demnächst zu besetzen.

Für das Einkommen ist das seit dem 1. Oktober 1900 gültige Regulativ für die Besoldung der Geistlichen an den zuschußbedürftigen Gemeinden des Berliner Stadtsynodalkreises maßgebend. Das Dienstalter des zu berufenden Geistlichen wird nach den Bestimmungen des Kirchengesetzes, betreffend das Dienstalter der Geistlichen vom 17. April 1886 berechnet. Neben dem Gehalt wird eine Mietsentschädigung von 1500 M. jährlich gewährt. Bewerbungen sind innerhalb 4 Wochen vom Datum dieser Bekanntmachung ab unter der Adresse des Vorsitzenden des Gemeindekirchenrats der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche, Berlin W. 50, Achenbachstraße 18 einzureichen.

Der Gemeinde-Kirchenrat
Koehler, Vorsitzender

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher Leipzig, Hospitalstrasse 27

Soeben erschien:

Hat Jesus Wunder getan?
Eine biblische Widerlegung kirchlichen Aberglaubens
von Prof. Dr. **Wilhelm Soltau**

Preis Mk. 1.60

Der Ultramontanismus wie die Orthodoxie sehen in dem Wunder eine der festesten Stützen des Kirchenglaubens. Die moderne Wissenschaft leugnet das Wunder. Wie ist dieser Zwiespalt zu heben? Nicht durch radikale Verwerfung aller biblischen Berichte, aber auch nicht durch unaufrichtige Vermittlungsversuche.
Wer die Gesetze der historischen Kritik bei den Angaben des Neuen Testaments anwendet, der wird mit Leichtigkeit die sagenhaften Elemente ausscheiden und die **Realität** der meisten **Heilwunder Jesu** anerkennen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Zum 100 jährigen Geburtstag
am 2. Mai
empfehle:
D. C. Büchsel,
General-Sup.
Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen
4 Bände Jetzt **nur Mk. 7.—** geb. Brosch. M. 5.—
Ich bitte von dieser billigen Offerte recht ausgiebig Gebrauch machen zu wollen; das Buch ist besonders für jeden Geistlichen eine Fundgrube pastoraler Winke und Erfahrungen.
Berlin W. 9 — **Martin Warneck, Verlag**

Soeben erschien:
Die Gemeindepflege
in der evangelisch-lutherischen Kirche
von
D. theol. Olof Holmström
Professor der praktischen Theologie an der Universität Lund
Autoris. Uebersetzung von Pastor **H. Stocks** in **Arnis**
Mit einem Vorwort von Prof. D. theol. E. Chr. Achelis-Marburg
324 S. gr. 8. Geh. 5.—, geb. 5.80

Herr Professor D. Achelis schreibt in seinem Vorwort: Das Werk Holmströms zeichnet sich aus durch den klaren Wirklichkeitssinn, der allen Ausführungen zu Grunde liegt. In der Einzelgemeinde sieht der Verfasser mit allem Recht die Hauptstätte, in der das Evangelium seine Kraft zu entfalten hat, von den Gemeinden und ihrer Erbauung ist das Gedeihen der Kirche abhängig. Die Gemeinde zu pflegen und mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen, ist die hohe Aufgabe. Die Mittel, die persönlichen und die institutionellen bestehen darin, daß mit dem, was die lutherische Kirche hat, voller Ernst gemacht, daß der Geist des Glaubens und der nimmer ermüdenden Liebe in Pastoren und Gemeindegliedern erweckt werde und alle verfügbaren persönlichen Kräfte der Gemeinde zum Dienst an der Gemeinde herangezogen und unter Leitung des Pastors zu fruchtbarer Tätigkeit organisiert werden. . . . . Das Werk Holmströms ist vorzüglich geeignet den Glaubensmut zu beleben, damit zur Besserung der religiösen, sittlichen und sozialen Verhältnisse auch niedrig stehender Gemeinden freudig Hand angelegt werde.

Ausführl. Inhaltsverzeichnis kostenlos

Gustav Schloeßmann, Verlagsbuchhandlung
(Gustav Fick)
Hamburg 1, Paulstraße 14—16

Soeben erscheint:
Prof. D. Herm. Gunkel,
Israel und Babylonien
Der Einfluß Babyloniens auf die israelitische Religion
Preis 1 Mk. 20 Pfg.
Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Christliche Familienabende. Gesammelte Vorträge von P. **Schiepe** und Prediger **Liedtke.** Drittes Bändchen. Jedes Bändchen kostet 1,50 M. geb. 1,80 M.

Die Neu-Irvingianer od. d. **„Apostolische Gemeinde".** Ihre Geschichte, Lehre u. Verfassung. Von **Pfr. K. Handtmann.** 1 M.

Wer sich über die sog. **„Apostolische Gemeinde"** informieren will, greife zu diesem Buche, das über die Geschichte wie auch über die Lehre und Praxis dieser Sekte klare Auskunft gibt.

C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin: Abonnementseinladung auf die Monatsschrift „Deutschland"

Beiblatt zu Nr. 18 der Christlichen Welt 1903

Acta loquuntur

1

Die „Kirchliche Wochenschrift für evangelische Christen, herausgegeben von den Freunden der Positiven Union“ unter Verantwortung des Pastors Georg Lasson in Berlin, brachte in Nr. 13 vom 27. März d. J. folgenden Artikel:

Wissenschaft und Partei. In Nr. 10 des Theologischen Literaturblattes teilt Herr Professor D. Kittel einen Vorgang mit, den man für unglaublich halten müßte, wenn er nicht durch ihn verbürgt würde. D. Kittel war in einem Aufsatze der „Christlichen Welt“ von D. Gunkel angegriffen worden. Um diese nach seiner Meinung auf Mißdeutung beruhenden Angriffe zurückzuweisen, hatte er der Redaktion der „Christlichen Welt“ einen kurzen Aufsatz eingesandt, in dem er seinen Standpunkt deutlicher auseinandersetzt. Diesen Aufsatz hat die Redaktion abgelehnt, „weil er auf die Leser des Blattes verwirrend wirken könne.“*) Für ein Blatt, das die Freiheit des eignen Urteils, die Aufklärung der gebildeten Laienwelt zu seinen obersten Grundsätzen zählt, ist es einfach ein Skandal*), eine wissenschaftliche Diskussion zu verhindern, damit die Leser durch die Meinung theologischer Gegner des Blattes nur ja nicht verwirrt werden. Aber freilich, diesmal ist nur das plumpe Eingeständnis überraschend; die Taktik selber hat das Blatt schon immer befolgt. Seine Leser bekommen es nie zu erfahren, daß jenseits der Parteigrenzen der Freunde der „Christlichen Welt“ auch noch Menschen wohnen. Wissenschaft, Theologie, Bildung, Geistesfreiheit — das alles gibt es nur innerhalb dieser Grenzen; jenseits herrscht der Fürst der Finsternis. Es ist leicht zu verstehen, daß Herr D. Rade mit Rom Frieden wünscht. Sein Grundsatz ist genau derselbe wie der Grundsatz Roms: die erleuchteten Mittelsmänner — in Rom sind es die Pfaffen, in der „Christlichen Welt“ sind es die liberalen Theologen — besorgen dem Laienpublikum seinen Glauben und dirigieren seinen Intellekt. Und die Hauptsorge ist, daß die armen, urteilslosen Schafe nicht „verwirrt werden“ durch ketzerische Ansichten.

Das ist jene giftige Manier, die Blätter von der Richtung der „Kirchlichen Wochenschrift“ an der sogenannten Judenpresse ausgezeichnet zu verurteilen wissen.**)

Am wenigsten gerade Herr Prediger Lasson darf der Christlichen Welt nachsagen, ihre Leser bekämen es nie zu erfahren, daß jenseits der Parteigrenzen ihrer Freunde „auch noch Menschen wohnen“. Denn Herr Lasson selbst ist unsern Lesern wiederholt aufs freundlichste vorgestellt worden: man lese die Empfehlung seines Buchs „Die älteste Christenheit“ in Nr. 15 unsers Jahrgangs 1899, oder die Mitteilungen über seine Schrift „Das Unwesen des Pseudochristentums“ in Nr. 46, 1901 — anständiger kann von gegnerischer Seite ein Pamphlet nicht behandelt werden, als es ihm hier widerfahren ist.

*) In der Kirchlichen Wochenschrift gesperrt.

**) Wie Herr Lasson sie sonst handhabt, dafür ein Beispiel. Ein Aufsatz, den er in Nr. 9 f. d. J. Harnack widmet, hat folgenden Eingang:

„Es war keine glückliche Stunde für Adolf Harnack, als er sich dazu bequemte, der «Vossischen Zeitung» für ihre Weihnachtsbeilage des letzten Jahres den einleitenden Artikel über «Die Weihnachtsbetrachtung des vierten Evangelisten» zu schreiben. Der «Vossischen Zeitung» — so mancher möchte sich schon daran stoßen, daß ein angesehener Theologe in dem Blatte, dem an Uebelwollen gegen unsre evangelische Landeskirche so leicht kein andres gleichkommt, mit seinem Namen als Mitarbeiter auftritt. Indessen, dafür lassen sich mildernde Umstände geltend machen. Nicht bloß, daß andre angesehene Theologen für die Blätter des stramm ultramontanen Herrn Scherl Weihnachtsartikel zu liefern bereit gewesen sind, sondern vor allem: D. Harnack ist der «Vossischen Zeitung» zu außerordentlichem Danke verpflichtet. Sie ist eine der lautesten Trompeten seines Ruhms, und das will bei der lärmenden Bewunderung, die ihn bei jeder möglichen Gelegenheit umtost, schon Etwas sagen. Freilich wird der Beweggrund für die geräuschvolle Verherrlichung D. Harnacks durch das Hauptblatt der Berliner Aufklärung nicht Jedem erfreulich dünken. D. Harnacks Name dient der «Vossischen Zeitung» als das willkommenste Mittel zur Diskreditierung der christlichen Erkenntnis und der evangelischen Kirche. Er hat in dieser Rolle keinen geringeren als Ernst Haeckel abgelöst; und in der Tat ist es ja zu gleicher Zeit viel wirksamer und viel pikanter, gegen das Christentum einen Professor der evangelischen Theologie ausspielen zu können als einen geständig atheistischen Biologen.“

Wie lange werden ernste Kreise unsrer Kirche sich die Tyrannei eines Litteratentums noch gefallen lassen, das Herr Lasson vor Andern typisch vertritt?

2

Was ist es aber um die Mitteilung des Herrn D. Kittel?

Professor D. Gunkel in Berlin schrieb uns einen Aufsatz „Babylonische und biblische Urgeschichte“, der unsern Lesern aus Nr. 6 d. J. noch in guter Erinnerung ist. Drei Anmerkungen widmete er dabei der Schrift des Professors D. Kittel in Leipzig: „Die babylonischen Ausgrabungen.“ Herr D. Kittel nahm davon Veranlassung, mir das Manuskript eines Artikels zuzuschicken, der in der Christlichen Welt drei Spalten gefüllt haben würde. Ich habe den Druck abgelehnt. War das ein Unrecht?

Herr D. Kittel hat mich späterhin belehrt, daß Redaktionsbriefe Privatbriefen nicht gleich zu achten seien. Er hat Recht darin; aber das gilt dann ohne Zweifel auch von seinen Briefen an Redaktionen. Ich darf also den Brief des Herrn D. Kittel, in dem er mir sein Manuskript anbot, hier zum Abdruck bringen. Ich gebe ihn unverkürzt, weil Kürzungen leicht entstellend wirken.

Leipzig, 8. 2. 03

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ob Sie wohl den beigegebenen Artikel glauben in der „Christlichen Welt“ abdrucken zu können? Ich bin nicht verwundert, wenn Sie sagen Nein.*)

Ich bitte nur, falls Sie Ja sagen, 1. um Wiedergabe in einer der zwei nächsten Nummern, 2. um wörtliche Wiedergabe, ohne Abstriche.

Glauben Sie diese zwei Bitten nicht erfüllen zu können, so bitte ich um gefällige Rücksendung des Manuskripts. In …

Ich habe nicht den Vorzug, Herrn Professor D. Kittel persönlich zu kennen. Unsre Beziehungen waren aber bisher nur freundlich ernste, ich hatte also keinerlei Ursache, die von mir gesperrten Worte seines Briefes irgend als ironisch oder sarkastisch gemeint aufzufassen. Ich erkannte vielmehr darin die aufrichtige Bescheidung dessen, der dem Andern eine Zumutung macht.

Nun habe ich leider eine Grundregel für Redakteure außer Acht gelassen. Man soll die Ablehnung von Manuskripten nie motivieren. Es war ein Zeugnis der Hochachtung vor Herrn D. Kittel, und zugleich eine Anerkennung der Thatsache, daß jene Anmerkungen ihn kränken konnten, wenn ich ihm mein Nein wider die Regel motivierte. Da Herr D. Kittel so freundlich war, mir diesen Brief noch einmal zur Einsicht zu überlassen, bin ich in der Lage, auch ihn unsern Lesern vorlegen zu können:

Marburg, 12. 2. 03

Verehrter Herr Professor!

Wie schade, daß der sonst so ruhige Aufsatz Gunkels gerade für Sie etwas Kränkendes mit sich führen mußte. Zum Bewußtsein ist mir das vor Eintreffen Ihres Manuskripts nicht gekommen; aber nachdem ich es gelesen, konnte ich sehr gut mit Ihnen empfinden.

Dennoch muß ich von der Erlaubnis Gebrauch machen Ihr Manuskript nicht zu drucken. Ich bin ja prinzipiell weit leichter dazu entschlossen, die altera pars zu Worte kommen zu lassen als ihr zum Schweigen zu raten. Aber in diesem Falle bitte ich Sie zu verzichten. Die altera pars in der großen Situation ist doch jetzt Delitzsch — oder die ganze kirchliche Richtung, die an der großen Versäumnis Schuld trägt, ohne die Delitzsch nun und nimmer dies Aufsehn hätte machen können. In gewissem Sinne bleiben Sie doch Gunkels Bundesgenosse**); anders kann ich Ihre Abwehr nicht verstehn, als daß Sie die gegenteilige Meinung abwehren wollen. Und dadurch bekommt Ihr Manuskript etwas rein Persönliches, Unsachliches, die Leser Verwirrendes statt Förderndes.***)

*) Beide Sätze von mir gesperrt.

**) Diese meine Voraussetzung hat Herr D. Kittel in seinen späteren Erklärungen nicht bestritten.

***) Von mir nachträglich für diesen Abdruck gesperrt.

Wenn ich dann gar Gunkel, wie ich muß, das letzte Wort gebe, so werden die Leser, die jene Sie kränkenden Anmerkungen kaum gelesen oder doch längst vergessen haben, den Eindruck persönlicher Differenzen von der Auseinandersetzung haben, und dazu möchte ich nicht die Hand bieten.

Ich glaube aber auch Einiges zu Ihrer Beruhigung sagen zu dürfen. Ich schrieb Gunkel, daß Sie sich beschwert fühlen, und er antwortet: . . .*)

Gunkel schickt mir das betreffende Blatt der Preußischen Jahrbücher mit. Ich gebe es ohne sein Wissen, aber gewiß nicht ohne seinen Willen an Sie weiter und bitte um Rücksendung.

Ihr Manuskript übersende ich, indem ich stillschweigende Zustimmung voraussetze, an Dr. K., der mit der übrigen Babel- und Bibel-Litteratur auch Ihre Schrift bespricht. Er mag sonst zu ihrer Schrift stehen, wie er will, so wird die Lektüre des Manuskripts ihn auf alle Fälle unterrichten und seine Gewissenhaftigkeit stärken. Das Manuskript steht dann selbstverständlich wieder zu Ihrer Verfügung.

Es ist mir persönlich sehr leid, daß diese Sache zwischen uns gekommen ist. Hätte ich darauf gemerkt, hätte ich vielleicht Gunkel gebeten auf die betreffenden Anmerkungen zu verzichten. Aber indem ich in der Sache auch an diesen Punkten mit ihm einverstanden war, habe ich nicht weiter darüber reflektiert.

In . . . .

Ich kann heute, wenn ich auf all die Briefe und Zeitungsartikel, die diesem Briefe gefolgt sind, zurückschaue, ehrlicherweise nur urteilen: Herr D. Kittel mußte mit diesem Briefe zufrieden sein. Daß er seinen abgelehnten Artikel anderswo veröffentlichte, war ihm natürlich nicht zu verdenken.**)

Aber Herr D. Kittel hatte vergessen, wie ausdrücklich er mir die Ablehnung seines Manuskripts zugestanden, ja fast nahegelegt hatte. Er ärgerte sich über meine Ablehnung, und so gab er mich 1. dem Urteil seiner Studenten im Kolleg preis — ins Kolleg gehören derlei Dinge nicht — und fügte 2. dem Abdruck des Manuskripts im „Theologischen Literaturblatt" jene völlig irreführende Nachricht hinzu, ich hätte den Druck abgelehnt, weil er auf die Leser meines Blattes „verwirrend" wirken könnte.***) Er hat es verschuldet, daß Blätter wie der „Reichsbote" und die „Kirchliche Wochenschrift" das so auslegten, als wollte ich meine Leser bevormunden und vor dem schädlichen Einfluß andrer, stärkerer Meinungen feig behüten. In Wirklichkeit würde ich einen großzügigen Artikel, sei es von Delitzsch oder von konservativ-kirchlicher Seite, der die Diskussion wirklich gefördert hätte, mit Freuden aufgenommen haben. Desgleichen wäre ich Herrn D. Kittel sehr dankbar gewesen, wenn er mir etwas Bedeutendes geschrieben hätte. Ich machte aber von der Freiheit, Herrn D. Kittels Artikel abzulehnen, darum Gebrauch, weil dieser meiner Einsicht nach für Niemanden Interesse hatte als für den Verfasser selbst. Das „Persönliche", „Unsachliche" an seinem Artikel habe ich mit genügender Deutlichkeit als das „Verwirrende statt Fördernde" bezeichnet. Noch deutlicher konnte ich nicht sein, ohne unfreundlich zu werden.

Ich hoffte, Herr D. Kittel würde mir die heutige Veröffentlichung dadurch ersparen, daß er die beiden von mir vorhin gesperrten Sätze meines Briefes von sich aus zum Abdruck brächte. Das hat er auch gethan im „Theologischen Literaturblatt" Nr. 15. Aber leider nicht, ohne neuen Vorwurf wider mich zu erheben. Er schließt seine neueste Erklärung, die für die Ausschreitungen seiner Trabanten kein Wort des Tadels findet, mit folgender Wendung gegen mich:

Ich konnte als Minimum erwarten, daß der Herausgeber, wenn er einmal meinen Artikel nicht bringen wollte, wenigstens etwas derart, wie er mir privat mitteilte, auch seine Leser (in irgend einer mit mir zu verabredenden Form) wissen ließ.

Nun, was ich privat unter dem 12. Februar Herrn D. Kittel schrieb, wissen unsre Leser jetzt. Herr D. Kittel wird aber bei näherer Erwägung zugeben, daß ein großer Unterschied ist zwischen einem privaten und einem öffentlichen Bedauern, welch letzteres einer sachlichen Zurücknahme gleichkommt. Zu einer Zurücknahme aber jener verhängnisvollen Anmerkungen lag kein sachlicher Grund vor. Ihre wesentliche Richtigkeit ist auch von dem Herrn Berichterstatter über die Kittelsche Schrift in unsrer Nr. 11 lediglich bestätigt worden.

3

Der „Reichsbote", der in Nr. 61 sich bereits des Herrn D. Kittel kräftig angenommen hatte, schreibt in Nr. 83:

Zur Intoleranz der „Christlichen Welt"*) bringt die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" einen neuen Beleg. Professor Dr. König in Bonn war wegen seiner bekannten Schrift über „Babel und Bibel" von einem Mitarbeiter der „Christlichen Welt" angegriffen worden. In einer Zuschrift wies er diese Angriffe in durchaus sachlicher Weise als ungerechtfertigt zurück; aber der Redakteur der „Christlichen Welt" verweigerte die Aufnahme, sodaß König sich genötigt sah, seine Abwehr in der Luthardtschen „Kirchenzeitung" zu veröffentlichen. Daß das Organ der Ritschlschen Schule diese rein sachlich gehaltene Berichtigung zurückgewiesen hat, würde man für unmöglich halten, wenn D. Rade nicht vor kurzem Prof. D. Kittel in Leipzig gegenüber es ebenso gemacht hätte. Er lehnte dessen Rechtfertigung gegenüber Prof. D. Gunkels Angriffen mit der Begründung ab, die Abwehr könne auf die Leser des Blattes leicht verwirrend wirken.*) Und dabei sind Kittel wie König wissenschaftlich anerkannte Autoritäten auf dem Gebiet des Alten Testaments! So sehr ist es dem Herausgeber der „Christlichen Welt" darum zu thun, seine Leser, deren Urteilsfähigkeit er für diese beleidigend gering einschätzt, in ihren liberalen Anschauungen zu erhalten!

Diese Sorte von Zionswächtern fällt, wenn sie Gelegenheit wittert, über einen her wie die Wegelagerer.

Aber hat nicht Herr D. König wirklich Anlaß, sich über mich zu beklagen? Ich erhielt von ihm unter dem 13. November einige „Bemerkungen". Nachdem ich vergeblich versucht hatte, ihn davon zu überzeugen, daß sie für die Christliche Welt ungeeignet seien, entschied ich mich wider ihre Aufnahme aus eigner Machtvollkommenheit. Ebenso entschied ich über ein andres Eingesandt von ihm vom 20. März. Ich konnte unsern Lesern nach bestem Wissen und Gewissen kein Interesse für diese Zuschriften zumuten. Herr D. König hat sein zweites Eingesandt in Nr. 14 der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" veröffentlicht.**) Das war sein Recht, ich ermunterte ihn sogar dazu, und es macht sich dort ganz gut. Er hätte aber nicht verschweigen sollen, daß er den Text durchaus neu redigiert hat. Kaum ein Satz ist unverändert geblieben. Das Ganze hat, wie ich bezeugen kann, dadurch nur gewonnen.

Genug und übergenug. Ich werde gerne nach wie vor verschiedene, ja entgegengesetzte Meinungen zu Worte kommen lassen, wo es sich um die großen Sachen handelt. Ich werde auch jeder persönlichen Erwiderung mit Freuden zugänglich sein, wo es sich darum handelt, ein wirkliches Unrecht gutzumachen. Aber zur Pflege gelehrter Empfindlichkeit ist die Christliche Welt nicht da. Muß es sein, so mögen die Literatur- und Kirchenzeitungen ihr dienen. Wir wollen uns Raum und Zeit für Ersprießlicheres sparen.

Rade

---

*) Ich darf dieses Zitat als entbehrlich weglassen. Gunkel zeigt, wie er die eine seiner Anmerkungen gemeint habe, und exemplifiziert auf ein Wort, das der Rezensent seiner „Genesis" in den Preußischen Jahrbüchern (März 1901, S. 514) geschrieben hat. Dieser sagt dort von Gunkels Einleitung, „welche sich mit der Natur der Sagen der Genesis befaßt": „Nur wird dabei der Anflug eines leisen Lächelns erweckt, wenn der Verfasser sich dafür erst noch salvieren zu müssen glaubt, daß er diese Erzählungen als Sagen charakterisiert." Vgl. Chr. W. 1903, 6, 133, Anm. 1: „Der Historiker wird über die folgende Ausführungen als Binsenwahrheiten lächeln."

**) Theologisches Literaturblatt Nr. 10. Zu haben bei Dörffling und Franke, Leipzig.

***) Herr D. Kittel führt seinen Artikel im „Theologischen Literaturblatt" mit folgenden Worten ein: „Der nachfolgende Artikel war für die «Christliche Welt» bestimmt. Der Herausgeber glaubte aber ihn ablehnen zu sollen, weil er auf die Leser seines Blattes «verwirrend» wirken könnte. Ich meinerseits hatte geglaubt, etwaige Mißverständnisse klären sich am besten, wenn ich den Lesern derselben Zeitschrift, die mich angegriffen hatte, meine Auffassung darlege. So muß ich denn eine andre Redaktion um Aufnahme bitten."

*) Vom Reichsboten gesperrt.

**) Ebenso in Nr. 14 der „Reformation".

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn